



# Hausarbeit

## „Helfer auf vier Pfoten – Hunde als Assistenz für Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung“

Verfasserin:  
Anika Direder

Zur Erlangung des Titels  
„geprüfte Fachkraft für tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen“

Wien, im Dezember 2022

Verein „Tiere als Therapie“ – Wissenschafts- und Ausbildungszentrum

Silenegasse 2-6, 1220 Wien

5. Diplomlehrgang für tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen

Begutachterin: Dr. Beate Pottmann-Knapp

## **Eidesstattliche Erklärung**

Ich erkläre hiermit an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Wien, 11.12.2022

.....

Anika Direder

## **Gender-Disclaimer**

In der folgenden Arbeit wird aufgrund der besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum verwendet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechter.

## **Danksagung**

An dieser Stelle möchte ich mich herzlichst für die Unterstützung aller Beteiligten während der gesamten Ausbildung und Erstellung dieser wissenschaftlichen Arbeit bedanken.

An erster Stelle möchte ich mich bei meiner Betreuerin Dr. Beate Pottmann-Knapp für die Betreuung und Begutachtung meiner Arbeit und beim Verein „Tiere als Therapie“ für diese Ausbildungsmöglichkeit bedanken.

Ebenso bedanken möchte ich mich bei allen Teilnehmern meiner Befragung, die sich Zeit genommen haben, meinen Fragebogen auszufüllen und mir somit einen kleinen Einblick in ihr Leben gewährten.

Mein Dank gilt auch meinen Kollegen für den netten und informativen Austausch und den entstandenen Freundschaften im Laufe der Ausbildungszeit.

Besonderer Dank gebührt auch meiner Familie, die mir unterstützend beiseite stand und mich beim Verfassen der Arbeit bestärkt hat.

## **Abstract**

Der Hund – der beste Freund des Menschen – erfreut sich in unserer Gesellschaft immer größerer Beliebtheit und der Trend zum vierbeinigen Helfer steigt stetig an – nicht nur in Familien als klassischer Familienhund, sondern auch als lebensnotwendiger Begleiter für so manche Menschen. Kein Wunder, denn gerade Assistenzhunde stehen dem Menschen tagtäglich unterstützend beiseite und sind aus deren Leben kaum mehr wegzudenken.

Die vorliegende Arbeit widmet sich Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung, welche im Besitz eines Assistenzhundes sind. Der Grundgedanke dieser Forschungsarbeit beruht auf der Annahme, dass sich das Zusammenleben mit Tieren positiv auf die physische und psychische Gesundheit des Menschen auswirkt. Es wird sich mit der Frage beschäftigt, welche Wirkungen PTBS-Assistenzhunde haben und welche Aufgaben sie im alltäglichen Leben übernehmen. Die Wissenschaft hat bereits belegt, dass Hunde positive Effekte auf psychotherapeutische Prozesse haben können. Aber warum? Was macht die Beziehung zwischen Mensch und Hund seit eh und je so innig? Um all diesen Fragen näher nachzugehen, wird im ersten Teil eine fundierte Literaturrecherche durchgeführt und im anschließenden, praktischen Teil Fragebögen ausgewertet. Dabei werden einige positive Effekte deutlich. Zum einen tragen Assistenzhunde, aufgrund der eingeschränkten Lebensqualität, unter welcher Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung leiden, zu einer Verbesserung des Allgemeinbefindens bei und machen das Leben in der Gesellschaft oftmals erst so richtig möglich. Besonders auf emotionaler Ebene schreibt man ihnen einen hohen Stellenwert zu. Aussagen wie „Durch meinen Assistenzhund habe ich den Sinn des Lebens wiedererkannt – zu leben, statt nur zu überleben.“ teilen Betroffene. Kurz gesagt: Sie helfen dort, wo der Mensch selbst nicht dazu fähig ist. Oder anders ausgedrückt: *„In den Augen meines Hundes liegt mein ganzes Glück, all mein Inneres, Krankes, Wundes heilt in seinem Blick.“* (Zitat von Friederike Kempner)

# Inhaltsverzeichnis

<b>1 Einleitung</b> .....	8
<b>2 Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS)</b> .....	10
2.1 Kennzeichen .....	11
2.2 Verlauf .....	13
2.3 Häufigkeit, Risikofaktoren, Prävention .....	14
2.4 Diagnostik und Behandlung .....	16
<b>3 Mensch-Tier-Beziehung</b> .....	18
3.1 Erklärungsansätze und Modelle .....	20
3.1.1 Biophilie-Hypothese .....	20
3.1.2 Konzept der Du-Evidenz .....	21
3.1.3 Bindungstheorie .....	22
3.1.4 Spiegelneuronen .....	25
<b>4 Wirkungsweisen von Tieren</b> .....	26
4.1 Wirkungsweisen im psychisch-sozialen Bereich .....	28
4.2 Wirkungsweisen im physiologisch-neurobiologischen Bereich .....	29
<b>5 Assistenzhund</b> .....	31
5.1 Unterschied zwischen Assistenzhund und Therapiebegleithund .....	32
5.2 PTBS-Assistenzhund .....	33
5.2.1 Ausbildung – vom Welpen zum Helfer auf vier Pfoten .....	33
5.2.2 Aufgabenbereich .....	35
<b>6 Erhebung der Wirkungsweisen und des Aufgabenbereiches von PTBS-Assistenzhunden</b> .....	38

<b>7 Fazit</b> .....	50
<b>8 Literaturverzeichnis</b> .....	51
<b>9 Abbildungsverzeichnis</b> .....	56
<b>10 Anhang</b> .....	57

# 1 Einleitung

Der Begriff Trauma ist wohlbekannt, doch was versteht man unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung? In der heutigen Zeit nimmt das Bewusstsein zum Thema psychische Erkrankungen rasant zu. So auch die Posttraumatische Belastungsstörung, die sich als Folgestörung eines erlebten Traumas entwickeln kann. Betroffene leiden häufig sehr stark unter den auftretenden Symptomen und sind kaum in der Lage, ein „normales“ Leben zu führen. Für viele stellt ein PTBS-Assistenzhund eine große Bereicherung dar, um wieder positive Erfahrungen mit sich selbst und der Umwelt zu sammeln. Im Gegensatz zu Blindenführhunden erfahren PTBS-Assistenzhunde deutlich weniger Bekanntheit, da deren Menschen äußerlich oftmals keine Krankheit angesehen wird. Nichtsdestotrotz sind sie nicht weniger notwendig und Aufklärungsbedarf ist hier dringend vonnöten. Aufgrund steigender Inzidenz psychischer Erkrankungen steigt auch der Bedarf an Assistenzhunden für Menschen mit psychischen Störungen.

Hunde. Sie verbringen ihr ganzes Leben mit uns, wir einen Teil unseres Lebens mit ihnen. Die Beziehung zwischen Mensch und Hund geht auf Jahrhunderte zurück und hat sich im Wandel der Zeit prägnant weiterentwickelt. Vom ursprünglichen Arbeitstier als Jagdbegleiter und Beschützer entwickelte sich der Hund zu einem Familienmitglied – teilweise sogar zum Partner- oder Kinderersatz oder wie in dieser Arbeit beschrieben, zum Helfer auf vier Pfoten. Seit vielen Jahren beschäftigen sich Forscher verschiedener Wissenschaftsdisziplinen mit der Mensch-Tier-Beziehung und den Wirkungsmechanismen von Tieren. Von der physischen über die psychische bis hin zur sozialen Ebene reicht die Spannweite positiver Effekte.

*„Gib dem Menschen einen Hund und seine Seele wird gesund.“* (Zitat von Hildegard von Bingen)

Im Rahmen dieser Arbeit werden verschiedene Quellen herangezogen, um themenbezogene Fragestellungen fachlich gut fundiert beantworten zu können. Um einen Überblick zu verschaffen, wird zu Beginn theoretisches Wissen aus der Literatur aufgearbeitet. Im ersten Kapitel wird die Posttraumatische Belastungsstörung näher erklärt. Anschließend werden die Grundlagen der Mensch-Tier-Beziehung genauer betrachtet. Dabei werden bestehende Erklärungsansätze beschrieben. Im darauffolgenden Kapitel wird auf die Wirkungsweisen in



verschiedenen Bereichen von Tieren eingegangen. Ein Abschnitt des theoretischen Teils widmet sich dem Assistenzhund. Hierbei wird eine Unterscheidung zwischen Assistenzhund und Therapiebegleithund vorgenommen und der Ausbildungsweg und Aufgabenbereich eines PTBS-Assistenzhundes dargestellt. Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, welche Wirkungsweisen PTBS-Assistenzhunde für Menschen haben und welche Aufgaben sie übernehmen. Um Antworten auf diese Frage zu bekommen, wird folglich eine Umfrage geplant und deren Durchführung und Auswertung im empirischen Teil vorgestellt. Es werden im praktischen Teil dieser Arbeit Fragebögen von Menschen mit einem PTBS-Assistenzhund ausgewertet, um einen überaus interessanten Einblick in das Leben mit Posttraumatischer Belastungsstörung und Assistenzhund zu geben. Abschließend liefert das Fazit die Überprüfung der Hypothesen und eine Zusammenfassung über die bedeutendsten Erkenntnisse dieser Arbeit.

## 2 Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS)

Im Laufe des Lebens ergeben sich Ereignisse, welche als Folge eine psychische Erkrankung auslösen können. Man spricht von einem sogenannten Trauma, auch „seelische Verletzung“ genannt. Die Weltgesundheitsorganisation (1991) beschreibt ein Trauma als *„kurz- oder langanhaltendes Ereignis oder Geschehen von außergewöhnlicher Bedrohung mit katastrophalem Ausmaß“* (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 11). FISCHER und RIEDESSER (2009, S. 395) formulieren folgende Definition: *„Psychische Traumatisierung ist ein vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt.“* Demnach kann eine traumatische Erfahrung mit Lebensgefahr, Körperverletzung oder sexueller Gewalt einhergehen, auch Naturkatastrophen und Kriege sind Beispiele für Traumaerfahrungen. Oftmals fällt es betroffenen Menschen, aber auch Beteiligten, schwer, das Erlebte zu verarbeiten (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 9). Je nach Gefühlslage, Persönlichkeit, familiärer Status und soziales Umfeld kann als Reaktion auf solch ein belastendes Erlebnis eine Posttraumatische Belastungsstörung entstehen. Umso stärker negative Gefühle mit dem Ereignis verbunden sind und umso geringer die psychische Widerstandsfähigkeit, desto eher besteht das Risiko einer Posttraumatischen Belastungsstörung (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 15 f.). Kurz gesagt, bezeichnet man die Posttraumatische Belastungsstörung als psychische Erkrankung, die infolge eines traumatischen Erlebnisses entstehen kann (vgl. KÖHNEN et al. 2019).

Des Weiteren unterscheidet man in der Literatur zwischen zwei verschiedenen Traumtypen. Unter dem Typ-I-Trauma (Monotraumatisierung) versteht man ein einmaliges Trauma, wie zum Beispiel Unfälle. Diese Form hat einen erkennbaren Beginn und ein klares Ende und würde in einem normal verlaufenden Leben auftreten. Durch darauffolgende Therapie kann eine Wiederherstellung des Sicherheitsgefühls erfolgen. Personen, welche von Komplextraumatisierungen, Typ-II-Trauma, betroffen sind, haben bereits mehrere traumatische Erfahrungen durchlaufen. Im Gegensatz zu einer Monotraumatisierung gibt es beim Typ-II-Trauma keinen Anfang und kein Ende. Unter einem Typ-II-Trauma kategorisiert man beispielsweise immer wieder auftretende Gewalt in der Familie, Vernachlässigung und

schlechte Bindungserfahrungen im Kindesalter sowie ständiges Hin und Her des Lebensstandortes. Das Leben wird als reines Trauma betitelt und ein anderer Zustand ist nicht erdenklich (vgl. GARBE 2015, S. 29 f.). Gerade in der Kindheit können Traumatisierungen durch primäre Bindungspersonen das weitere Leben erheblich erschweren (vgl. GARBE 2015, S. 18). Anhand von Forschungsergebnissen ist bekannt, dass Traumaerfahrungen durch einen Bindungspartner in den ersten Lebensjahren tiefgreifende Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung, als Traumatisierungen in den späteren Jahren, haben (vgl. GARBE 2015, S. 28). Wissenschaftlichen Ergebnissen zufolge kann eine Posttraumatische Belastungsstörung nach beiden Typen auftreten (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 17).

## 2.1 Kennzeichen

Oftmals geht die Posttraumatische Belastungsstörung mit einer weiteren oder sogar mehreren Begleiterkrankungen einher. Dazu zählen unter anderem Panik-, Angst- und Zwangsstörungen, soziale Phobie und Depressionen. Diese Erkrankungen können eine Posttraumatische Belastungsstörung sowohl begünstigen, aber sich auch infolgedessen entwickeln (vgl. SAß et al. 2003, S. 517). Auch Suizidgedanken, Alkohol- und Drogenkonsum und kardiovaskuläre Erkrankungen können auftreten (vgl. KÖHNEN et al. 2019 und EICHENBERG u. ZIMMERMANN 2017, S. 55). Ebenso kann sich eine dissoziative Störung entwickeln, die mit einer Persönlichkeitsveränderung einhergehen kann. Wie stark die Symptome auftreten, hängt zum einen von den Traumaerfahrungen und zum anderen von der Resilienz – psychischen Widerstandsfähigkeit mit belastenden Situationen umzugehen – ab (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 2020). In den folgenden Absätzen wird auf mögliche Kriterien eingegangen, die auf eine Posttraumatische Belastungsstörung hinweisen.



**Abb. 1:** Kennzeichen (BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 2020)

Zu den am häufigsten auftretenden Erscheinungen nach einem Trauma gehört das ungewollte Wiedererleben des Ereignisses. Oftmals wird hierfür auch der Begriff Flashbacks genannt (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 18). Hierbei handelt es sich nicht um eine Erinnerung an die Vergangenheit, sondern vielmehr um Empfindungen. Ausschlaggebend dafür ist, dass sich die Betroffenen nicht mehr in der Situation befinden, sondern lediglich das lebhaftes Gefühl haben, Bestandteile des Ereignisses wiederzuerleben (vgl. KÖHNEN et al. 2019). Sie erleben einen Kontrollverlust und eine damit einhergehende Verunsicherung. Auch das Verhalten gleicht dem wie während des Traumas. Es kommt zu einem Wahrnehmungsverlust, in dem Betroffene nichts mehr um sich herum registrieren. Aufgrund des plötzlichen Auftretens stellt das ungewollte Wiedererleben eine große Belastung für Betroffene dar. Auch negative Gefühle und körperliche Veränderungen können währenddessen auftreten. Dafür verantwortlich sind selten Gedanken, sondern eher Effekte auf sensorischer Ebene wie bestimmte Farben, Gerüche oder Geräusche, welche dem Trauma ähneln und ein Wiedererleben triggern können (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 18 ff.).

Die Vermeidung von Auslösern, die eine Erinnerung an das Trauma wecken, ist eine weitere Erscheinung, mit der der Betroffene konfrontiert werden. Dabei können alltägliche Dinge, aber auch Orte und Personen, welche mit dem Erlebnis in Verbindung stehen, gemieden werden. Betroffene versuchen, Gedanken an das Trauma auf die Seite zu schieben, was oftmals die Lebensgestaltung deutlich beeinträchtigt (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 22).

Beispielsweise kann ein Verkehrsunfall dazu führen, dass betroffene Personen ähnliche Situationen wie zum Beispiel Auto fahren umgehen (vgl. KÖHNEN et al. 2019).

Der Alltag von Personen mit Traumaerfahrungen ist nicht allzu selten von Trauer, Angst und Ärger geprägt. Das Gefühl, sich selbst bzw. Mitmenschen nicht vertrauen zu können, tritt häufig auf (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 23). Auch der eigene Selbstwert kann dadurch immens reduziert werden. Oftmals belasten Fragen wie „Warum ist gerade mir das passiert?“ die Psyche von Opfern (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 2020).

Betroffene befinden sich häufig in einem Zustand der Übererregbarkeit. Erhöhte Reizbarkeit bis hin zu Wutausbrüchen sind keine Seltenheit (vgl. ROTHENHÄUSLER u. TÄSCHNER 2013, S. 349). Schlafstörungen und Konzentrationsschwierigkeiten gehören ebenfalls zu den möglichen Problemen dazu. Dies äußert sich bei Schwierigkeiten beim Einschlafen oder auch einem gestörten Schlafrhythmus. Zu einem Konzentrationsabfall kann es sowohl im Alltag als auch in der beruflichen Branche kommen. Noch dazu zeigen Betroffene oftmals eine impulsive Reaktionsbereitschaft, aber auch Wut gegenüber einer verantwortlichen Person. Ebenso das Gefühl von wenig Fürsorge und Verständnis kann einen negativen Gefühlseindruck verursachen (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 24). Des Weiteren können Herzrasen und Atemschwierigkeiten infolge der Übererregbarkeit bei Betroffenen auftreten (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 2020).

Ein weiteres Kennzeichen der Posttraumatischen Belastungsstörung ist die Isolierung gegenüber der Außenwelt und ein Interessenverlust an dieser. So kann es vorkommen, dass Menschen frühere Aktivitäten und Freundschaften aufgeben. Das Leben sei nicht mehr lebenswert, ist eine häufige Begründung. Positive Empfindungen werden kaum mehr wahrgenommen (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 23).

## 2.2 Verlauf

Kennzeichen einer Posttraumatischen Belastungsstörung machen sich in den kommenden Monaten nach einem traumatischen Erlebnis erkennbar. Wenige bis mehrere Stunden nach dem Trauma können bereits psychisch belastende Reaktionen auftreten. Fischer und Riedesser

(2009) beschreiben diesen Prozess als Schockphase (vgl. EICHENBERG u. ZIMMERMANN 2017, S. 25). Dieser Zustand wird auch als „peritraumatische Reaktion“ bezeichnet und kommt einem dissoziativen Zustand gleich. Es dient dem Menschen, das Überleben in einer untragbaren Situation zu sichern (vgl. GARBE 2015, S. 24). Erfolgt kein Übergang in die Erholungsphase, schreitet der traumatische Prozess fort (vgl. EICHENBERG u. ZIMMERMANN 2017, S. 27). Es ist möglich, dass Anzeichen einer Posttraumatischen Belastungsstörung im Laufe von mehreren Wochen wieder verblassen, aber auch mehrere Monate oder Jahre anhalten. So besteht die Chance, dass betroffene Menschen ein Jahr nach dem Erleben eines Traumas wieder beschwerdefrei sind (vgl. KÖHNEN et al. 2019). Oftmals verläuft die Posttraumatische Belastungsstörung in Phasen, in deren Symptome einmal schwächer und dann wieder stärker auftreten (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 2020).

### 2.3 Häufigkeit, Risikofaktoren und Prävention

Jährlich wird bei ungefähr 2 von 100 Personen eine Posttraumatische Belastungsstörung diagnostiziert, davon häufiger betroffen sind Frauen (vgl. KÖHNEN et al. 2019). Dieser Fakt ist nach Kessler et al. (1995) darauf zurückzuführen, dass Frauen eher komplexen Traumatisierungen ausgesetzt sind. Er nennt Beispiele wie Misshandlungen im Kindesalter und Vergewaltigungen. Die höchste Prävalenz mit ca. 50% für eine Posttraumatische Belastungsstörung sind Vergewaltigungen (vgl. EICHENBERG u. ZIMMERMANN 2017, S. 18 f.).

Es wird davon ausgegangen, dass in etwa bis zu 84% der Gesamtbevölkerung jedenfalls eine einmalige traumatische Erfahrung erleben. Die Mehrheit trägt allerdings keine langzeitigen Schäden davon (vgl. EICHENBERG u. ZIMMERMANN 2017, S. 20). In den meisten Fällen sind Betroffene in der Lage, das Erlebte entsprechend zu bewältigen. Jedoch gibt es Unterschiede in der Wahrnehmung, Bewertung und Verarbeitung eines Traumas. Das Ereignis selbst, die eigene psychische Stabilität, Schutz- und Risikofaktoren sowie Bewältigungsstrategien sind dafür verantwortlich, ob sich schlussendlich eine Posttraumatische Belastungsstörung entwickelt und wie stark diese ausgeprägt ist (vgl.

TAGAY et al. 2016, S. 13). Die nachstehende Abbildung liefert einen Ausschnitt von möglichen Schutz- und Risikofaktoren.



**Abb. 2:** Eigene Darstellung: Beispiele für Schutz- und Risikofaktoren (EGLE et al. 1996, S. 19 zitiert nach EICHENBERG u. ZIMMERMANN 2017, S. 25 f.)

Inwiefern bei einer Person das Risiko einer Posttraumatischen Belastungsstörung besteht, ist von verschiedenen Faktoren abhängig. Dazu zählen folgende Aspekte:

- Was genau ist passiert?
- Wie lange hat das erlebte Trauma angehalten?
- Hat sich das Erlebnis wiederholt?
- Wie zeigt sich die psychische Belastbarkeit?
- Wie gestaltet sich das Lebensumfeld?

Ob sich schlussendlich eine Posttraumatische Belastungsstörung entwickelt, kommt auf die subjektive Wahrnehmung des Empfindens des Traumas an. Das Gefühl von Angst und Aufkommen von Lebensbedrohung spielen eine ausschlaggebende Rolle. FISCHER und RIEDESSER (2009, S. 89) gehen davon aus, dass es Erlebnisse gibt, die für kaum einen

Menschen bewältigbar sind. Sie bringen dazu folgende Aussage zum Ausdruck: „*Je stärker die traumatischen Situationsfaktoren, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass ein Individuum über hinreichend Ressourcen verfügt, um die Erfahrung bewältigen zu können. Bei Extremtraumatisierung durch Folter oder andere Situationen fortwährender Lebensbedrohung dürfte so gut wie kein Mensch der psychischen Traumatisierung entgehen.*“

Neben bereits bestehenden psychischen Erkrankungen, wie zum Beispiel Depressionen, können bestimmte Berufsfelder, Menschen in Kriegsregionen und Opfer von Vergewaltigungen und Gewaltverbrechen eher davon betroffen sein. Auch der Familienstatus, das soziale Umfeld und frühkindliche Erfahrungen können eine wichtige Ressource sein, wenn es sich um Prävention handelt. In der Regel können die meisten Menschen mit Traumaerlebnissen gut umgehen bzw. behindert es deren Alltag nicht weitestgehend. Die Posttraumatische Belastungsstörung entspricht somit nicht der Norm, sollte aber nichtsdestotrotz nicht weniger Beachtung bekommen. Um vorbeugend zu agieren, sollten Betroffene direkt nach einem Trauma in einem sicheren Rahmen individuelle Unterstützung erhalten, um Erlebtes besser verarbeiten zu können (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 2020).

## 2.4 Diagnostik und Behandlung

Die Diagnose einer Posttraumatischen Belastungsstörung erfolgt durch einen Psychotherapeuten anhand deren Symptomatik. Dem Internationalen Krankheitsklassifikationssystem (ICD-10) der Weltgesundheitsorganisation zufolge, muss eine traumatische Erfahrung von außergewöhnlicher Schwere innerhalb der letzten sechs Monate vorgefallen sein, um eine Posttraumatische Belastungsstörung zu diagnostizieren. Um überhaupt eine Diagnose stellen zu können, ist eine vertraute Basis erforderlich, damit sich Patienten gegenüber dem Therapeuten vollständig und ohne Bedenken öffnen können. Bei der Durchführung eines Gespräches zwischen Therapeut und Patient soll herausgefunden werden, in welcher Hinsicht die Beschwerden auftreten und wie stark sie Einfluss auf das alltägliche Leben haben. Zudem muss eine Berücksichtigung des Lebensumfeldes (Wohnsitz, Familie, Beruf) erfolgen. Auch weitere psychische Erkrankungen müssen in die Diagnose



miteinbezogen werden. Oftmals werden Patienten dazu ermutigt, einen Fragebogen zur Selbsteinschätzung auszufüllen, um als Therapeut mehr über die betroffene Person erfahren zu können (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 2020). Im kindlichen Alter kann die Posttraumatische Belastungsstörung durch spielerisches und kreatives Verhalten diagnostiziert und behandelt werden. Dieses Verfahren wird als posttraumatisches Spiel bezeichnet. Es dient als Möglichkeit zur Verarbeitung und Bewältigung des Traumas, da Kinder das Erlebte oftmals nachahmen. Dadurch kann ein Einblick in die Vergangenheit des betroffenen Kindes gewährt werden (vgl. GARBE 2015, S. 25). In dem Buch „Traumatherapie mit Kindern“ beschreibt die Autorin „seine Gefühle in Worte fassen“ als einen großen Schritt auf dem Weg der Heilung. Sie formuliert dazu folgende Sätze: *„Ein früh und anhaltend traumatisierter Mensch hat eine extrem eingeschränkte Gefühls- und Affektwahrnehmung und -umsetzung. Verlust- und Verlassenheitsgefühle, Angst vor Zerstörung und Schmerzen – als kleiner Mensch musste er sich gegen all dies immunisieren und hat es geschafft. Typisch ist für ihn, in sich einen immerwährenden Druck, eine ständige Anspannung, oder eine ewige Leere und Langweile zu spüren. Aber wenn er das mit Worten beschreiben kann, hat er schon einen großen Schritt auf dem langen Weg der Heilung geschafft. Dann ist es nämlich gelungen, das eigentlich unfühlbare und unsagbare Innere mit Sprache zusammenzuführen, also sich ein Stück zu integrieren.“* (WEINBERG 2013, S. 56)

Ist die Diagnose gestellt, wird im nächsten Schritt Fokus auf die Wünsche und Therapieziele gelegt. Bei der Behandlung von einer Posttraumatischen Belastungsstörung wird das Ziel verfolgt, den Betroffenen bei der Verarbeitung des Traumas zu helfen, die Symptome zu reduzieren und vor allem wieder ein selbstbestimmtes und selbstständiges Leben zu führen. Dafür müssen Beschwerden geklärt und Ziele realistisch formuliert werden. Ebenso sollte sich die Frage gestellt werden, ob und welche ergänzende Unterstützung notwendig ist. Mittlerweile ist das Angebot an verschiedenen Therapieformen und psychotherapeutischen Vorgehensweisen sehr umfangreich (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 2020).

In der Psychotherapie erfolgt die Behandlung einer Posttraumatischen Belastungsstörung in drei Phasen. Zu Beginn findet eine grundlegende Stabilisierung statt, um der betroffenen Person einen sicheren Rahmen zu bieten, in dem ein Vertrauensaufbau zum Therapeuten

stattfinden kann. Auf keinen Fall darf der anfängliche Fokus auf der Traumaerfahrung liegen. Vielmehr geht es darum, Informationen zu vermitteln, Entspannungstechniken zu zeigen und stabilisierende Imaginationen zu konkretisieren. Darauf folgt die Traumabearbeitung. Hier findet die eigentliche Konfrontation mit dem Trauma statt. Mithilfe verschiedener Verfahren der kognitiv-verhaltenstherapeutischen und tiefenpsychologischen Psychotherapie erfolgt eine direkte Behandlung der Traumaerfahrung. Die letzte Phase stellt die Rehabilitation dar. Darin wird das Ziel einer Reintegration im psychosozialen, beruflichen und familiären Setting verfolgt. Eine entsprechend gute Betreuung im Familien- und Freundeskreis ist in diesem Ablauf besonders von Vorteil. Im besten Fall ist der Betroffene Schritt für Schritt wieder in der Lage, den Sinn des Lebens zu erkennen und kann positiv in die Zukunft blicken (vgl. ROTHENHÄUSLER u. TÄSCHNER 2013, S. 359).

### **3 Mensch-Tier-Beziehung**

Seit jeher streben Menschen danach, eine Beziehung mit einem Tier aufzubauen – aber warum? OTTERSTEDT (2001, S. 17) hat dazu folgende Erklärung: *„Der Mensch scheint instinktiv den Kontakt zu einem Lebewesen zu suchen, welches allein durch sein Dasein auf ihn beruhigend, versöhnlich wirkt.“* Auch die Psychotherapeutin Virginia Satir sieht einen deutlichen Vorteil in der Mensch-Tier-Beziehung: *„Tiere bewerten nicht, sie lehren nonverbale (analoge) Kommunikation, sprechen eine „ehrlichere“ Sprache, bei der Ausdruck und das, was gemeint ist, einander entsprechen. Sie sprechen die uralte Sprache die unsere Mutter schon mit uns gesprochen hat. Es ist die Sprache der Liebe, der Trauer, des Kampfes, der Wut. Sie folgt nicht Regeln von Syntax, Logik oder Grammatik, sondern drückt Empfinden für den anderen verstehbar aus. Es ist die Sprache der Beziehung.“* (zitiert nach POTTMANN-KNAPP 2013, S. 5).

Es ist bekannt, dass in der gesamten Entwicklungsgeschichte des Menschen eine einzigartige Verbundenheit mit dem Tier besteht, denn schon in Zeiten zu Beginn der Menschheit ist eine Beziehung zwischen Mensch und Tier vorhanden. Neben der klassischen Rolle als Nahrungszufuhr und Nutzvieh kamen Tiere, in Form von Motiven, auch in Höhlenmalereien zum Vorschein. Über einige Jahrhunderte hinweg folgte durch die Philosophie und der

darauffolgenden Anthropologie eine Abgrenzung zwischen Mensch und Tier (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 2).

Dabei hat sich erwiesen, dass ...

- der Mensch im Gegensatz zum Tier über ein Bewusstsein verfügt.
- der Mensch andere Kommunikationstechniken als Tiere anwendet.
- der Mensch in der Lage dazu ist, sein Leben selbstbestimmt und selbstständig zu formen und sowohl positiv als auch negativ zu beeinflussen.
- der Mensch ein offenes Verhaltensrepertoire besitzt, um sich den Lebensbedingungen bestmöglich anzupassen (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 2).

Die genannten Unterschiede zwischen Mensch und Tier sind aufgrund neuer Forschungen nicht mehr ausnahmslos gültig. Betreffend des Bewusstseins wurde erforscht, dass jedenfalls bei höheren Tieren ein gewisses Bewusstsein für sich selbst vorliegt. Zudem besitzen Tiere über Kommunikationssysteme, welche leistungstärker sind als gedacht. Konrad Lorenz beschreibt das sogenannte Aufforderungsverhalten, welches Tieren ermöglicht, Veränderungen in der Umgebung zu verwirklichen. Zirkustiere, aber auch Haustiere zeigen, dass das Verhaltensrepertoire ausbaufähig ist. Im Hinblick auf spezielle Verhaltensweisen scheint die Lernfähigkeit zwar begrenzt zu sein, aber nicht komplett festgenagelt (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 3).

Eine ganz besondere Beziehung zwischen Mensch und Tier stellt die Mensch-Hund-Beziehung dar. Die Geschichte der Mensch-Hund-Beziehung hat begonnen, als sich Wölfe erstmals an von Menschen bewohnten Siedlungen näherten. Der Stellenwert des Hundes hat sich im Vergleich zu den vergangenen Jahrzehnten maßgeblich verändert. Damals als klassischer Hofhund entwickelte sich der heutige Hund zu einem geliebten Haustier. Ganz egal, ob klein oder groß, diese oder jene Persönlichkeit – eine Eigenschaft bringen sie alle mit: das innige Verhältnis zu ihren Besitzern (vgl. SMILJANIC 2018).

### 3.1 Erklärungsansätze und Modelle

Mittels verschiedener theoretischer Ansätze wird in der Fachliteratur die Mensch-Tier-Beziehung näher dokumentiert, um einen Überblick über die Besonderheit zwischen Mensch und Tier zu verschaffen. Diese innige Verbindung zwischen Mensch und Tier bildet den Grundstein für den erfolgreichen Einsatz von Tieren in der Therapie. Der Frage, warum Tiere einen solch „heilenden“ Effekt haben, wird dabei nachgegangen. Zu den Erklärungsansätzen gehören vier Modelle, welche nun näher beschrieben werden.

#### 3.1.1 Biophilie-Hypothese

Der aus dem griechisch stammende Begriff „Biophilie“ lässt sich in zwei Elemente teilen. „Bio“ bedeutet so viel wie „das Leben betreffend“ und „philie“ „Vorliebe“ – sozusagen die „Liebe zum Leben“ (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 5). In der Biophilie-Hypothese nimmt der Verhaltensbiologe und Begründer der Soziobiologie, Edward O. Wilson, an, dass zwischen Menschen, Natur und Lebewesen eine Zusammengehörigkeit besteht – man spricht auch von der „Liebe zu Tieren und Natur“. Diese Affinität hat den Menschen durch die gemeinsame Entwicklung im Laufe der Evolution über Jahre hinweg beeinflusst, wodurch sich das Bedürfnis nach Nähe zur Natur äußerte. Es wird eine vererbte, emotional tiefe Verbundenheit zu anderen lebenden Individuen angenommen (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 4). Der Mensch geht seinem Bedürfnis nach, mit dem Lebendigen – Natur und Tier – in Beziehung zu treten. Bereits seit der Geburt möchte der Mensch mit anderen Lebewesen in Kontakt sein (vgl. HARTMANN 2010, S. 99). Richard Louv (2005) geht sogar so weit und stellt die Behauptung auf, dass Kinder ohne Kontakt zur Natur Entwicklungsprobleme zeigen (vgl. JULIUS et al. 2014, S. 25). Wilson und Kellert konnten nachweisen, dass der Mensch den Drang dazu hat, sich mit der Natur verbunden zu fühlen und sich deren Abhängigkeit bewusst ist. In Bezug auf die Evolution spielten Tiere für den Menschen eine große Rolle für deren Existenz, woraus eine Hinwendung zum Tier und ein natürliches Interesse entstand. Schaut man sich nun die Vergangenheit der Gemeinsamkeit von Mensch und Tier an, ist es nicht verwunderlich, dass Tiere eine überaus positive Wirkung auf den Menschen haben (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 5). Diese Hypothese liefert eine Erklärung, warum die Arbeit mit Tieren solch wohlwollende Effekte darstellt.

Beim „Biophilie-Effekt“ wird angenommen, dass das alleinige Dasein eines Tieres eine beruhigende Wirkung auf den Menschen hat und das Gefühl von Sicherheit ausstrahlt (vgl. BEETZ et al. 2021, S. 28).

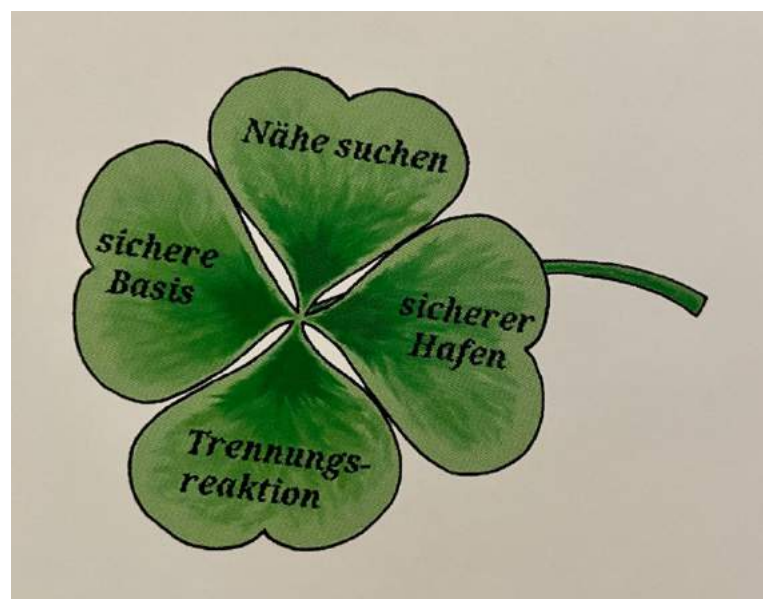
### 3.1.2 Konzept der Du-Evidenz

*„Mit Du-Evidenz bezeichnet man die Tatsache, dass zwischen Menschen und höheren Tieren Beziehungen möglich sind, die denen entsprechen, die Menschen unter sich bzw. Tiere unter sich kennen.“* (GREIFFENHAGEN 1991, S. 26 zitiert nach VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 7)

Unter dem Konzept der „Du-Evidenz“ versteht Karl Bühler die Fähigkeit des Menschen, eine andere Person als individuelles Wesen – als „Du“ – anzuerkennen. Geiger startete 1931 den Versuch, die „Du-Evidenz“ auf die Mensch-Tier-Beziehung zu übersetzen. Er ist der Annahme, dass Erlebnisse, Einstellungen und Gefühle zu dem Gegenüber ausschlaggebend für die Entfaltung der „Du-Evidenz“ sind. Somit scheint die Entwicklung vielmehr auf der sozio-emotionalen Ebene zu wirken und womöglich eine Bedingung dafür, empathisch einem anderen Lebewesen gegenüber zu sein. Es ist eine Voraussetzung, damit eine Beziehung zwischen Mensch und Tier überhaupt entstehen kann. Eine große Eignung dafür stellen Hunde dar, da sie ähnliches emotionales und soziales Verlangen zu uns Menschen besitzen und das wechselseitige Verständnis begünstigen. Ebenso Konrad Lorenz leitet das Konzept der „Du-Evidenz“ nicht mittels wissenschaftlicher Prinzipien, sondern aufgrund von persönlichen Erfahrungen im Leben mit seinem Hund her (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 7 f.). Dieser Ansatz stellt einen unabdingbaren Grundstein für einen erfolgreichen Einsatz von Tieren in Therapie und Pädagogik dar, so GREIFFENHAGEN (1991, S. 28 zitiert nach VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 10). Die Erfahrung, akzeptiert zu werden, stärkt den Menschen in vielerlei Hinsicht (vgl. HARTMANN 2010, S. 93).

### 3.1.3 Bindungstheorie

John Bowlby hat die Bindungstheorie erstmals ins Leben gerufen, um eine Erklärung für Prozesse in langanhaltenden Beziehungen, ursprünglich zwischen Mutter und Kind, zu liefern. Durch die Bindungstheorie wird das evolutionäre Verlangen nach Zuneigung und Zusammengehörigkeit erklärt (vgl. BEETZ 2021, S. 83). Wichtig zu erwähnen ist, dass Bindungen durch eine emotionale Komponente geprägt sind. In Worten ausgedrückt bedeutet das, dass Bindungspartner nicht durch einen gleichwertigen Artgenossen ersetzbar sind – ganz egal, um welches bindungsfähige Lebewesen es sich auch handelt. Das vierblättrige Kleeblatt liefert eine Erklärung für die Charakteristika eines Bindungssystems. Dabei müssen alle vier Aspekte in etwa gleich großer Bedeutung zueinander stehen (vgl. GANSLOBER u. KITCHENHAM 2015, S. 85 f.).



**Abb. 3:** Die vier gleichgewichteten Aspekte einer Bindung (GANSLOBER u. KITCHENHAM 2015, S. 87)

- Nähe suchen

Dieser Aspekt ist dadurch gekennzeichnet, dass man sich gerne in der Nähe des Bindungspartners aufhält und die Distanz zueinander auf freiwilliger Basis verringert.

- Trennungsreaktion

Ebenso wichtig für ein funktionierendes Bindungssystem ist die Trennungsreaktion. Hierbei werden verschiedene Verhaltensweisen gezeigt, sobald die primäre Bezugsperson nicht mehr anwesend ist.

- sichere Basis

Unter Basissicherheit versteht man ein erhöhtes Erkundungsverhalten in Anwesenheit des Bindungspartners. Auch die Neugier gegenüber der Außenwelt ist verstärkt.

- sicherer Hafen

Ein weiteres Kriterium für die Qualität der Bindung ist die Funktion der Bindungsfigur als sicherer Hafen. Bei Krisensituationen steht der Partner jederzeit zur Verfügung, um Schutz zu vermitteln und soziale Unterstützung zu leisten (vgl. GANSLOBER u. KITCHENHAM 2015, S. 86 ff.)

Zudem besagt die Bindungstheorie, dass frühere Bindungserfahrungen bzw. eine fehlende Bindung als Basis die sozioemotionale Entwicklung im Kindesalter beeinflussen. Innerhalb der ersten Lebensjahre entwickelt ein Kind eine Bindung zu seiner Bezugsperson. Eine gute Bindungsfigur dient dem Kind als sicherer Hafen, um bei stressigen und belastenden Situationen für Regulation zu sorgen (vgl. BEETZ 2021, S. 84 f.). Außerdem zeichnet sich eine gesicherte Bindung dadurch aus, dass die Bindungsfigur mit Empathie und Feingefühl auf die Bedürfnisse reagiert. Nicht aus irgendeinem Grund hat Johann Wolfgang von Goethe damals gesagt, dass Eltern ihren Kindern in jungen Jahren Wurzeln und in späten Jahren Flügel geben sollen. Eine stabile Bindung, auf die jederzeit Verlass ist, ist wichtig, um im späteren Leben auch gut alleine zurecht zu kommen (vgl. GANSLOBER u. KITCHENHAM 2015, S. 91 f.). Je nach Bindungserfahrungen ist das Verhalten des Menschen positiv oder negativ geprägt. Davon abhängig sind unter anderem spätere Sozialbeziehungen (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 10). Mithilfe der Bindungstheorie möchte man versuchen, die Mensch-Tier-Beziehung zu erläutern. Die Psychologin Andrea Beetz macht

sich Aspekte der Bindungstheorie aus der menschlichen Psychologie zur Erklärung der Mensch-Tier-Beziehung zunutze. Ihrer Behauptung nach kann eine Übertragung von positiven Bindungserfahrungen mit einem Tier auf gesellschaftliche Situationen erfolgen. Dadurch, dass Tiere dem Menschen wertfrei begegnen und das Gefühl „geliebt zu werden“ vermitteln, schenken sie dem Menschen absolute Akzeptanz, was sich positiv auf die emotionale Entwicklung auswirkt. Demzufolge profitieren Kinder, welche eine Beziehung zu einem Haustier haben, von den Vorteilen im sozioemotionalen Bereich. Obwohl Tiere nicht in jeglichen Situationen auf das Verhalten des Kindes passend eingehen können – wie eine sichere Bindungsfigur – bieten sie dem Menschen einen sicheren und verlässlichen Partner. Sie trösten, muntern auf, schenken Zuneigung – Reaktionen, wie die eines sicheren Bindungspartners, auch wenn nur in einem gewissen Maß (vgl. BEETZ 2003, S. 82 f.).

Das Fürsorgeverhalten der Eltern spielt eine entscheidende Rolle für die Bindungsqualität des Kindes (vgl. JULIUS et al. 2014, S. 17). Insgesamt werden vier Bindungstypen beschrieben:

1. sichere Bindung

Ein Kind, welches seine Bezugsperson als verlässlich und immer erreichbar wahrnimmt, entwickelt eine sichere Bindung. In schwierigen Situationen suchen sicher gebundene Kinder den Kontakt zu ihrer Bindungsfigur auf, da sie sich auf Beistand verlassen können. Dabei wird durch die Fürsorglichkeit die Situation positiv abgeschlossen und das Bindungsverhalten beendet. Durch das Gefühl von Sicherheit können sicher gebundene Kinder unbeschwert die Welt entdecken.

2. unsicher-vermeidende Bindung

Unsicher-vermeidende Kinder spüren Zurückweisung und Abneigung gegenüber ihrer Bezugsperson. Ein Grund, wofür sie zur Vermeidung der Bindungsfigur bei Stress und Angst neigen. Durch die Erforschung der Umwelt überspielen sie ihren Zustand, was allerdings nicht zu bedeuten hat, dass weniger Stressreaktionen im Körper stattfinden.

3. unsicher-ambivalente Bindung

Aufgrund von Unzuverlässigkeit während einer Belastung verbringen unsicher-ambivalente Kinder ständig Nähe bei der Bindungsfigur, ohne dabei positive Effekte zu erzielen. Hierbei wird nur sporadisch auf die Bedürfnisse des Kindes Rücksicht genommen, was eine Bezugsperson aus Sicht des Kindes unberechenbar macht.



#### 4. desorganisierte Bindung

Bei einer desorganisierten Bindung haben Kinder keine zielgerichtete Vorgehensweise oder zeigen Angst ihrer Bezugsperson gegenüber. Für Kinder entsteht in belastenden Situationen ein Gefühl von Hilflosigkeit. Der Bindungsfigur wird Unfähigkeit, adäquate Unterstützung zu geben, zugeschrieben. Die Auslöser für desorganisiertes Verhalten können vielfältig sein. Vernachlässigung, sexueller Missbrauch, aber auch Verluste und Traumaerfahrungen haben Einfluss auf eine desorganisierte Bindung (vgl. BEETZ 2021, S. 86 f.). Besonders desorganisierte Kinder sind anfällig für psychische Erkrankungen (vgl. JULIUS et al. 2014, S. 17).

Nach Stollones (1994) bewältigen Besitzer nach dem Verlust ihres Haustieres ähnliche Trauerphasen wie beim Tod einer menschlichen Bindungsfigur. Ergebnisse halten fest, dass in Bezug auf die Mensch-Tier-Beziehung, Menschen mit Tieren eine Bindung entwickeln können als auch umgekehrt und dabei erfreuliche Erfahrungen mit Tieren auf die Situation mit dem Menschen ausstrahlt werden (vgl. JULIUS et al. 2014, S. 165). Daraufhin besteht Potenzial, dass somit negative Bindungserfahrungen von Kindern variierbar sein könnten. Diese Annahme wird durch Ergebnisse einer Studie von Endenburg (1995, S. 86 f.) bejaht, indem man zum Entschluss kam, dass Tiere dem Menschen ein sicheres Gefühl vermitteln und Erwachsene jene Tierart wählen, mit der sie im Kindesalter positive Erfahrungen gemacht haben (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 11).

#### 3.1.4 Spiegelneuronen

Unter Spiegelneuronen versteht man Hirnzellen, welche bei Beobachtung eines Geschehens die gleichen Potentiale erregen, wie wenn eine direkte Beteiligung am Geschehen stattfände. Das Spiegelsystem ermöglicht, sich in Empfindungen und Gefühlslagen des Gegenübers hineinzuversetzen. Anhand der Spiegelneuronen besteht die Möglichkeit, eine Handlung mittels schlichter Beobachtungen nachzuerleben, wodurch eine Spiegelung von Emotionen des Gegenübers stattfindet. Dieses Konzept der Neurophysiologie ist auf ein Forscherteam um Rizzolatti (1996) an der Universität Parma zurückzuführen. Dabei hat sich herausgestellt, dass Reale im Gehirn eine Reaktion zeigten, wenn sowohl eine gezielte Hand-Objekt-Interaktion

ausgeführt wurde als auch bei der Anatomie ähnelnden Lebewesen beobachtet wurde. Dass Lachen ansteckend sein kann, wurde durch die Spiegelneuronen teilweise deklariert. Denn auch im menschlichen Gehirn hatte man das Vorhandensein von Spiegelneuronen festgestellt (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 12).

Wie nun angenommen, dass auch andere Säugetiere ein Spiegelsystem besitzen, dies ist allerdings noch nicht ausreichend erforscht, lässt sich folgendes auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragen:

- Tiere besitzen die Fähigkeit anhand der Spiegelneuronen Verhaltensweisen und möglicherweise auch Stimmungen von Menschen zu widerspiegeln
- durch diese Fähigkeit entsteht im Menschen das Empfinden, vom Tier verstanden zu werden
- auf diese Weise wurde die Mensch-Tier-Beziehung gestärkt

Hierbei werden vermehrt Wirkungen dargestellt, die zwischen Mensch und Tier auffallend sind und weniger die grundsätzliche Beziehung offenbart. Ob nun Tiere ebenso über diese Neuronen verfügen und so Menschen zur Spiegelung ihres Verhaltens anregen können, ist noch nicht ausreichend geprüft. Somit bedarf auch dieses Modell an zusätzlicher Forschung, um neue Aussichten für die tiergestützte Arbeit zu erfahren (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 13)

## **4 Wirkungsweisen von Tieren**

Bereits zahlreiche Studien haben belegt, dass Tiere in den verschiedensten Bereichen positive Wirkungen auf Menschen erzielen können. Greiffenhagen und Buck-Werner (2007) zufolge ziehen vor allem jene Menschen von den förderlichen Wirkungsweisen von Tieren einen Nutzen, welche dauerhaft erschwerten Bedingungen ausgesetzt sind. Insbesondere Hunde erfahren durch ihre bedingungslose Liebe, die sie entgegenbringen, große Beliebtheit. Die Wissenschaft hat bewiesen, dass der Allgemeinzustand eines Menschen schon in der Gegenwart eines Hundes davon profitieren kann (vgl. BEETZ 2021, S. 62). OTTERSTEDT (2003, S. 66 ff.) beschreibt in ihrem Buch „Menschen brauchen Tiere“ das bio-psycho-soziale

Wirkungsgefüge, welches die Effekte von Tieren auf den Menschen darstellen. In der untenstehenden Auflistung werden die Wirkungen der jeweiligen Kategorien wiedergegeben.

Physische/physiologische Wirkungen:

- Senkung des Blutdrucks
- Muskelentspannung
- biochemische Veränderungen und neuro-endokrine Wirkungen
- Verbesserung von Gesundheitsverhalten
- praktische/technische Unterstützung

Mentale und Psychologische Wirkungen:

- kognitive Anregung und Aktivierung
- Förderung emotionalen Wohlbefindens
- Förderung von positivem Selbstbild, Selbstwertgefühl, Selbstbewusstsein
- Förderung von Kontrolle über sich selbst und die Umwelt
- Förderung von Sicherheit und Selbstsicherheit, Reduktion von Angst
- psychologische Stressreduktion, Beruhigung und Entspannung
- psychologische Wirkung sozialer Integration
- Regressions-, Projektions- und Entlastungsmöglichkeiten
- antidepressive Wirkung, antisuizidale Wirkung

Soziale Wirkungen:

- Aufhebung von Einsamkeit und Isolation
- Nähe, Intimität, Körperkontakt
- Streitschlichtung, Familienzusammenhalt
- Vermittlung von positiver sozialer Attribution

#### 4.1 Wirkungen im psychisch-sozialen Bereich

Tiere leben im Moment. Sie denken nicht an gestern oder an morgen und genau diese Fähigkeit gibt Menschen die Möglichkeit, das „Jetzt“ wahrzunehmen. *„In der Gegenwart des Tieres kann der Mensch so sein, wie er ist.“* (VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 21)

Die Kontaktaufnahme zu einem Hund fällt oftmals leichter als zu einem Menschen. Die präzise Art zu kommunizieren und dabei Bewertungen und Vorurteile außen stehenzulassen, kommt vor allem jenen Personen mit geringem Selbstwert oder einer Erkrankung zu Gute (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 21). Insbesondere Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung sind oftmals von sozialen Ängsten betroffen und haben Schwierigkeiten, soziale Kontakte zu erhalten und Vertrauen zu Mitmenschen aufzubauen. Der Hund als Sozialpartner wirkt in solchen Situationen als sozialer Katalysator und hilft dem Menschen durch das vertraute Verhältnis zum Tier mit seinen Mitmenschen zu interagieren (vgl. LASS-HENNEMANN et al. 2015, S. 41). Es ist sogar wissenschaftlich festgelegt, dass die Anwesenheit eines Hundes die Überwindung zum Kontakt mit Bekannten, Freunden, aber auch Therapeuten erheblich erleichtert. Durch das gemeinsame Auftreten von Mensch und Hund lässt sich nicht nur der Ersteindruck verbessern, sondern eine Interaktion zwischen den Personen leichter gestalten. Man spricht auch davon, den Hund als sogenannten Eisbrecher zu benennen. Wie man also sieht, setzt die positive Wirkung von Tieren bereits vor einem aktiven Einsatz des Tieres ein. Das alleinige „Da-sein“ sorgt bereits für förderliche Wirkungen. Darüber hinaus bringen Tiere die Fähigkeit mit, den sozialen Austausch untereinander zu begünstigen und die Beziehung zueinander zu stärken (vgl. BEETZ 2021, S. 64-65). Das zeigt auch eine Studie an einem Pflegeheim, bei der Bewohner im Alter von 67 bis 94 Jahren untersucht wurden. Das Ergebnis brachte den Entschluss, dass die positive Wirkung von anwesenden Therapiebegleithunden länger anhält als die Dauer des Besuches selbst. Die Bewohner zeigten nach dem Besuch eines Therapiebegleithundes ein deutlich gesteigertes Interesse für sich selbst, andere Mitbewohner und deren Lebensumfeld (vgl. MARCUS 2015, S. 37).

Forschungsergebnisse haben bestätigt, dass der Kontakt zu Tieren einen stimmungsaufhellenden Effekt hat (vgl. LASS-HENNEMANN et al. 2015, S. 41). Auch Depressionen können durch die Präsenz von Tieren gemildert werden (vgl. BEETZ et al.

2021, S. 26). Des Weiteren sorgen Tiere für mehr Lebensfreude, was abermals die Ausschüttung körpereigener Stoffe begünstigt. Ebenso der Wunsch nach Nähe, welches beim Menschen das Gefühl von Entspannung auslöst, kann durch den Kontakt mit Tieren erfüllt werden. Zusätzlich fördern sie die Stärkung des Selbstwertgefühls und geben Sicherheit.

Aus all den positiven Effekten folgt die Tatsache, dass Tiere einen überaus großen Einfluss auf die psychische Gesundheit und das Wohlbefinden haben (vgl. GREIFFENHAGEN u. BUCK-WERNER 2007, S. 49).

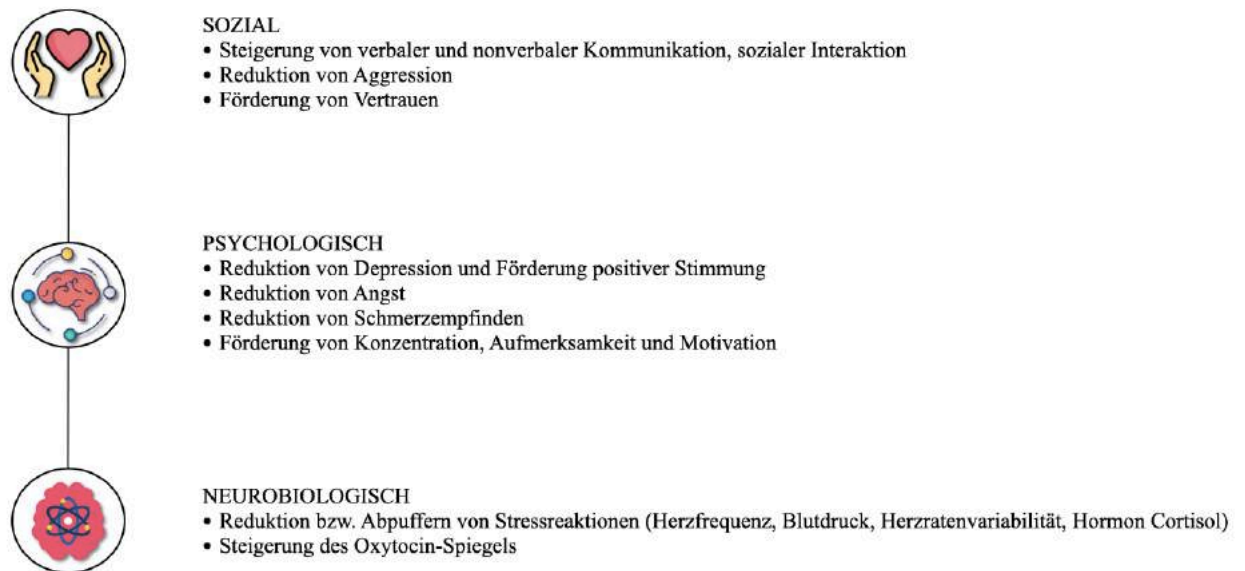
#### 4.2 Wirkungen im physiologisch-neurobiologischen Bereich

Neben der Eigenschaft des sozialen Katalysators eines Hundes können Hunde in deren Präsenz auch zur Reduktion von Angst und Förderung des Ruhezustandes beitragen, was sich für die Behandlung jeglicher Angststörungen als nützlich bewährt. Das „in Kontakt treten“ mit einem Hund macht sich positiv bemerkbar auf allmähliche Prozesse im Körper, welche willkürlich nicht steuerbar sind (vgl. PENKOWA 2014, S. 79).

Besonders Menschen, welche unter Angststörungen leiden, können von der positiven stress- und angstreduzierenden Wirkung von Tieren in Bezug auf das Herzkreislaufsystem, Hormonsystem und Angst- und Stressempfinden profitieren (vgl. LASS-HENNEMANN et al. 2015, S. 41). Zur Reduktion der Herzfrequenz und Senkung des Blutdrucks bei Tierkontakt gibt es die aufschlussreichsten Studien in diesem Forschungsgebiet. Dabei wurde herausgefunden, dass die Wirkung stärker ausfiel, umso positiver die Einstellung gegenüber Tieren ist (vgl. BEETZ 2021, S. 68). Bereits seit den 1970er Jahren ist bekannt, dass Tiere den Blutdruck senken, den Kreislauf stabilisieren und das Stresshormon Cortisol reduzieren können, so Greiffenhagen und Buck-Werner (2007). In einer Studie (Lass-Hennemann et al. 2014) wurde gezeigt, dass Hunde in einer traumatischen Stresssituation für eine beruhigende Wirkung sorgen. Ebenso kam man zu dem Resultat, dass das 15-minütige Streicheln eines Hundes wirksamer ist als das Lesen eines Buches. Das belegt eine Studie (Friedmann et al. 1983), die feststellte, dass Menschen einen niedrigeren Blutdruck und Puls vorweisen, welche einen Hund streicheln als jene, die ein Buch lesen. Desgleichen haben Untersuchungen in einem Seniorenheim gezeigt, dass der Besuch eines Hundes für mehr Entspannung sorgte als

der eines Menschen. All diese positiven Ergebnisse beziehen sich nicht auf die persönliche Wahrnehmung, sondern wurden mittels Messdaten belegt (vgl. BEETZ 2021, S. 67 f.). Eine weitere Untersuchung am Massachusetts General Hospital (Coakley/Mahoney 2009) hat anhand von 59 Patienten eines Krankenhauses gezeigt, dass bereits ein 10-minütiger Besuch eines Therapiebegleithundes erfreuliche Veränderungen bewirkt. Neben einer niedrigeren Atemfrequenz und einem geringeren Schmerzempfinden konnte man bei den Patienten bessere Laune und weniger depressive Stimmung feststellen (vgl. MARCUS 2015, S. 36). Dafür verantwortlich sind Opioide und Oxytocin. Opioide sind für die Verbesserung der Lebensfreude und Senkung des Schmerzempfindens zuständig. Das Bindungshormon Oxytocin, auch Kuschelhormon genannt, ist für deren Förderung von sozialer Beziehung bekannt. Zudem begünstigt es das eigene Wohlbefinden (vgl. HARTMANN 2010, S. 116).

Zusammenfassend liefert die folgende Abbildung einen Überblick über die Wirkungsweisen von Tieren auf sozialer, psychologischer und neurobiologischer Ebene.



**Abb. 4:** Eigene Darstellung: Effekte von Mensch-Tier-Interaktion (BEETZ 2021, S. 27)

## 5 Assistenzhund

Der Assistenzhund – ein Helfer auf vier Pfoten – dient seinem Menschen in guten sowie schlechten Zeiten als Begleiter im alltäglichen Leben und unterstützt dort, wo Hilfe benötigt wird (vgl. VETERINÄRMEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN o. D.). Es handelt sich um einen „Überbegriff für alle eigens ausgebildeten Hunde, die hauptberuflich einem Menschen mit motorischen, sensorischen oder emotionalen Beeinträchtigungen helfen.“ (JUNG 2003, S. 360)

Damit ein Assistenzhund auch als solch einer anerkannt wird, müssen vier Kriterien erfüllt sein:

1. Gesundheit
2. Wesen
3. Ausbildungsweg
4. positiv abgeschlossene Prüfung (vgl. VETERINÄRMEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN o. D.)

Damals sprach man auch anstelle von Assistenzhund von Behindertenbegleithund. Dieser Begriff wird mittlerweile kaum mehr verwendet, da das Wort „Behinderung“ abwertend wirkt. Ebenso die Bezeichnung „Servicehund“ ist im deutschsprachigen Raum als auch in den USA bekannt, wo man gebräuchlicher Weise von „service dog“ spricht. Die Begrifflichkeit „Assistenzhund“ findet weltweit am häufigsten Verwendung, wobei man hier je nach Einsatzbereich zwischen verschiedenen Assistenzhunden unterscheiden muss (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022). Den Richtlinien des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz zufolge, welche in Österreich seit 2015 rechtsverbindlich sind, gibt es für die Bezeichnung und den Einsatz eines Assistenzhundes eine gesetzliche Regelung. Ein Assistenzhund wird wie gefolgt beschrieben: *„Ein Assistenzhund ist ein Hund, der sich bei Nachweis der erforderlichen Gesundheit und seiner wesensmäßigen Eignung sowie nach Absolvierung einer speziellen Ausbildung – vor allem im Hinblick auf Sozial- und Umweltverhalten, Gehorsamkeit und spezifische Hilfeleistungen – besonders zur Unterstützung eines Menschen mit Behinderung eignet. Assistenzhunde sollen zum Zwecke der Erweiterung der Selbstbestimmung und Teilhabe von*

*Menschen mit Behinderung in allen Lebensbereichen eingesetzt werden und dauernd bei der betroffenen Person leben. Darüber hinaus leisten sie einen wertvollen Beitrag zur Kommunikation und zum Abbau von einstellungsmäßigen Barrieren.“*  
(SOZIALMINISTERIUM 2015, S. 2).

In den weiteren Absätzen wird nun näher der PTBS-Assistenzhund erläutert.

## 5.1 Unterschied zwischen Assistenzhund und Therapiebegleithund

Es passiert häufig, dass eine Unterscheidung zwischen Assistenzhund und Therapiebegleithund nicht vorgenommen wird. Dabei entspricht ein Therapiebegleithund nicht einem Assistenzhund. Im Gegensatz zum Assistenzhund begleitet der Therapiebegleithund seinen Halter bei tiergestützten Interventionen, um dort im therapeutischen oder pädagogischen Kontext eingesetzt zu werden und mit anderen Menschen in Interaktion zu treten. Er fungiert sozusagen als Co-Therapeut / Co-Pädagoge und sorgt durch seine Anwesenheit für positive Effekte (vgl. VETERINÄRMEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN o. D.). Bei einem Therapiebegleithund ist es wünschenswert, dass er auf andere Menschen offen und freudig zugeht und von sich aus eine Interaktion startet. Hingegen ist der Assistenzhund nur für einen einzigen Menschen zuständig und sollte von Fremden bei der Arbeit, selbst wenn diese für Dritte nicht sichtbar ist, nicht gestört werden (vgl. MARCUS 2015, S. 29). Neben der speziellen Ausbildung und dem hohen Anforderungs- und Aufgabenprofil eines Assistenzhundes haben Therapiebegleithunde keine Rechte in der Gesellschaft (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENHUNDE-ZENTRUM 2022). Im Gegensatz dazu, haben Assistenzhunde mit entsprechender Kennzeichnung die Berechtigung, den Menschen dorthin zu begleiten, wo in der Regel keine Hunde erlaubt sind – ein Beispiel dafür wäre der Supermarkt. Auch das Arbeitspensum von Assistenz- und Therapiebegleithunden unterscheidet sich in deren Umfang. Therapiebegleithunde kommen in der Praxis beispielsweise mehrmals pro Monat für jeweils eine Stunde zum Einsatz, wo hingegen der Assistenzhund täglich mit seinem Menschen „im Dienst“ ist. Wobei hier zu erwähnen ist, dass auch Assistenzhunde genügend Pausen und Ruhephasen haben und ihre hündischen Bedürfnisse ausleben dürfen (vgl. MARCUS 2015, S. 27). Zusammengefasst lässt



sich sagen, dass Therapiebegleithunde im Gegensatz zu Assistenzhunden zu einer Verhaltensveränderung eines Patienten und zur Unterstützung des Entwicklungsprozesses beitragen. Er begleitet den Therapeuten bei seiner Arbeit und unterstützt durch seine Anwesenheit und sein Verhalten die Therapie oder pädagogische Inhalte (vgl. BLESCH 2020, S. 4).

## 5.2 PTBS-Assistenzhund

PTBS-Assistenzhunde sind speziell ausgebildete Hunde für Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung sowie einer dissoziativen Störung. Sie sind eine große Bereicherung und begleiten ihren Menschen im Alltag. Dadurch sorgen sie für mehr Lebensqualität, um wieder ein erfülltes Leben führen zu können (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022). Gerade PTBS-Assistenzhunde tragen eine große Verantwortung und müssen in gewissen Fällen, wenn der Mensch nicht dazu in der Lage ist, Führung übernehmen und Entscheidungen treffen. Assistenznehmer und Assistenzhund haben eine sehr enge, vertraute Beziehung zueinander, denn ein gegenseitiges Verständnis ist unerlässlich. Zudem kennt der Hund seinen Menschen und deren Gefühlslage sehr zuverlässig (vgl. VERNOOIJ u. SCHNEIDER 2018, S. 200).

### 5.2.1 Ausbildung – vom Welpen zum Helfer auf vier Pfoten

Um als PTBS-Assistenzhund anerkannt zu werden, muss der Hund eine Ausbildung, die sich über ungefähr zwei Jahre erstreckt, durchlaufen (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022). Der Ausbildungsweg eines angehenden Assistenzhundes beginnt bereits im Welpenalter. In der Anfangszeit wird Augenmerk darauf gelegt, ob der Hund von seiner Persönlichkeit her, dem Profil eines Assistenzhundes entspricht. Nicht jeder Hund, der als Assistenzhund ausgebildet werden soll, ist schlussendlich für diesen Job geeignet (vgl. MARCUS 2015, S. 31). Vielmehr ausschlaggebend als die Rasse ist die Gesundheit, das Wesen und die Sozialisation des Hundes. Eine der wichtigsten Eigenschaften, die ein Assistenzhund mit sich bringen sollte, ist die Kooperationsfähigkeit und der Wille, mit seinem Menschen als Team zu arbeiten. Des

Weiteren sollte ein Assistenzhund ein ausgeglichenes Wesen besitzen, stressresistent sein, sich nicht auffallend ängstlich zeigen, ein überaus niedriges Potenzial für Aggression und Territorialverhalten aufweisen sowie eine nicht stark ausgeprägte jagdliche Motivation in sich tragen. Arbeitsfreude, Intelligenz und Neugierde sind Merkmale, welche von einem Assistenzhund erwartet werden. Ist die Wahl für einen Assistenzhund getroffen, kann der Hund entweder in Selbst- oder Fremdausbildung ausgebildet werden. Bei der Selbstausbildung kommt der Welpen vom Züchter direkt in sein zukünftiges Zuhause, wo er später als Assistenzhund geführt wird. Gemeinsam mit einem geeigneten Trainer für Assistenzhunde werden Assistenznehmer und Hund auf ihrem Weg begleitet. Der Vorteil der Selbstausbildung liegt darin, dass der Hund bereits im jungen Alter eine Beziehung zu seinem Menschen aufbauen kann und in seinen Job im späteren Arbeitsumfeld hineinwachsen kann. Wie bei jedem anderen Welpen wird auch hier Rücksicht auf das Alter und die Bedürfnisse des Hundes gelegt. Um später erfolgreich den Job eines Assistenzhundes zu erfüllen, wird bereits der Junghund mit verschiedenen Situationen vertraut gemacht. Dazu zählen Menschenmengen, öffentlicher Verkehr, verschiedene Geräusche und Untergründe und vieles mehr. Im Unterschied dazu erfolgt die Fremdausbildung nicht mit dem Assistenznehmer, sondern wird komplett von speziell ausgebildeten Assistenzhundetrainern in Vereinen ausgeführt. Erst nach abgeschlossener Ausbildung lernt der Hund sein zukünftiges Zuhause kennen. Um den Übergang so leicht wie möglich zu gestalten, wird das Team weiterhin vom Trainer unterstützt. Wichtig zu erwähnen ist, egal ob Selbst- oder Fremdausbildung, eine positive und faire Ausbildung mit klar kommunizierten Regeln, welche auf Verlässlichkeit und Beständigkeit basiert, hat oberste Priorität. Gewalt hat in der Ausbildung eines Assistenzhundes nichts verloren. Der Hund soll Spaß mit seinem Menschen haben, denn nur dann wird er seine Aufgaben als Begleiter erfüllen können und in seinem Leben als Arbeitshund vor Freude strahlen (vgl. SCHULUNGSZENTRUM FÜR ASSISTENZHUNDE 2022). Nach erfolgreichem Abschluss des Ausbildungsweges erhält das Team einen Nachweis und der PTBS-Assistenzhund eine Assistenzhundeweste zur Kennzeichnung in der Öffentlichkeit (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022).

### 5.2.2 Aufgabenbereich

Je nachdem, wo die betroffene Person Unterstützung benötigt, wird ein Assistenzhund angepasst auf die Bedürfnisse des Betroffenen ausgebildet. Grundsätzlich unterscheidet man zwischen äußerlichen, für Außenstehende sichtbar, Aufgaben und verarbeitenden, für Außenstehende nicht sichtbar, Aufgaben. Unter den verarbeitenden Aufgaben versteht man das kognitive, natürliche und regulierende Verhalten. Diese Verhaltensweisen verbinden Techniken, die der Mensch zuvor in der Psychotherapie erlernt hat. Zeigt der Assistenzhund frühzeitig Flashbacks an, kann der Mensch die erlernten Techniken rechtzeitig anwenden. (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022). In der Regel ist es der Fall, dass eine psychische Erkrankung für Außenstehende nicht sichtbar ist, insofern keine weiteren körperlichen Beeinträchtigungen vorliegen. Obwohl es für andere Menschen nicht erkennbar ist, leistet der Assistenzhund in dem Moment äußerst wichtige Arbeit, indem er seinen Menschen beobachtet, um auf einen kommenden Anfall früh genug aufmerksam zu machen. Selbst das Auflegen der Pfoten auf den Schoß des Menschen kann bereits eine wichtige Aufgabe des Assistenzhundes sein, welche nicht direkt als Assistenzleistung erkenntlich ist (vgl. MARCUS 2015, S. 29). Vor allem bei typischen Symptomen, wie Flashbacks, Krampfanfälle und Dissoziationen, nimmt der PTBS-Assistenzhund eine entscheidende Rolle ein, um eine Eskalation zu vermeiden und für Regulation zu sorgen (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022).



**Abb. 5:** Assistenzhund holt seinen Menschen aus einer Dissoziation. (GRUBE 2022)

Neben weiteren Aufgaben, wie Sicherheit vermitteln, Distanz zu fremden Menschen halten zum Beispiel in Supermärkten, bellen auf Signal, Licht aufdrehen, Gegenstände bringen, Erinnerung zur Einnahme von Medikamenten, zählen dank dem ausgeprägten Orientierungssinn auch Aufgaben, wie den Menschen zum Ausgang, an einen sicheren Ort oder nachhause führen.



**Abb. 6:** Mensch in Begleitung eines Assistenzhundes im Supermarkt (DEUTSCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022)

Auch Alpträume gehören zu den Indikatoren einer Posttraumatischen Belastungsstörung. Hierbei besteht die Aufgabe des PTBS-Assistenzhundes darin, dem Menschen beiseite zu stehen, zu beruhigen, Schutz zu geben und gegebenenfalls Licht aufzudrehen.



**Abb. 7:** Assistenzhund betätigt Lichtschalter. (ASSISTENZHUNDE DEUTSCHLAND o. D.)

Assistenzhunde können erlernen, brenzlige Situationen wahrzunehmen, bevor der Assistenznehmer in eine Krisensituation verfällt. Dies zu wissen, gibt dem Menschen ein sicheres Gefühl und stärkt den Selbstwert, um so auch wieder mehr an der Öffentlichkeit teilzunehmen. Eine weitere Aufgabe eines PTBS-Assistenzhundes ist es, dem Menschen die Angst zu nehmen und Mut zu fassen. Der Hund zeigt sich dabei als selbstsicher und geduldig. Wie man erkennen kann, ist das Aufgabenprofil sehr vielfältig und abhängig vom jeweiligen Mensch-Hund-Team. Dank eines PTBS-Assistenzhundes erfährt der Mensch eine enorme Steigerung der Lebensqualität, welche das Wohlbefinden erheblich verbessert (vgl. SCHULUNGSZENTRUM FÜR ASSISTENZHUNDE 2022). Die Ergebnisse einer Studie des Deutschen Assistenzhunde-Zentrums im Jahr 2010 bis 2012, bei der 15 Personen von PTBS-Assistenzhunden befragt wurden, hat gezeigt, dass das subjektive Wohlbefinden im Dasein eines Hundes bei allen befragten Personen deutlich davon profitiert. Zudem fühlen sie sich sicherer in Begleitung eines PTBS-Assistenzhundes und sind dadurch wieder in der Lage, in die Öffentlichkeit zu gehen. Ein weiteres erfreuliches Ergebnis zeigt auf, dass das Gefühl von Angst und das Aufkommen von Flashbacks deutlich gesunken ist (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022).

Mehr Einblicke in das Leben mit einer Posttraumatischen Belastungsstörung und PTBS-Assistenzhund sind im kommenden Kapitel zu entnehmen.

## **6 Erhebung der Wirkungsweisen und des Aufgabenbereiches von PTBS-Assistenzhunden**

Im zweiten Teil dieser Arbeit wird nun aufbauend auf die theoretischen Grundlagen die Umfrage zu diesem Thema präsentiert. Die Wissenschaft hat bereits von den erfolgversprechenden Wirkmechanismen eines Hundes berichtet. Doch wie sieht es in der Realität aus? Lässt sich die Annahme, dass Assistenzhunde förmlich als „Lebensretter“ fungieren, bestätigen? Und wenn ja, was bewirken sie und welche Aufgaben werden ihnen zugeteilt? Welchen Schwierigkeiten müssen sich Menschen mit PTBS-Assistenzhunden stellen? Diesen Fragestellungen wird mittels Auswertung eines Fragebogens nachgegangen.

### **6.1 Durchführung**

Mit den oben genannten Fragen wurde sich in Form eines Online-Fragebogens beschäftigt. Um an der Befragung teilnehmen zu können, musste eine Posttraumatische Belastungsstörung und der Besitz eines PTBS-Assistenzhundes vorausgesetzt sein. Über die sozialen Medien und der Kontakt zu Vereinen wurde Zugang zu dieser Zielgruppe hergestellt. Die Fragebögen wurden ausschließlich anonym über ein Online-Formular zum Zweck dieser Arbeit ausgefüllt. Die genauen Fragestellungen sind im Anhang einsehbar. Anhand der Erhebung sollen die Wirkungsweisen von PTBS-Assistenzhunden und deren Aufgabenprofil dargestellt werden. Des Weiteren werden grundlegende Faktoren wie Geschlecht, Alter, Zeitpunkt der Erstdiagnose, Rasse des Hundes berücksichtigt. Ebenso wurde im Zuge dieser Umfrage erforscht, inwiefern sich das Leben von Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung durch deren Assistenzhund verändert hat und ob theoretisches Wissen mit praktischen Erfahrungen übereinstimmt.

Nachdem die Ausarbeitung relevanter Fragestellungen erfolgt war, folgte eine ausführliche Internetrecherche, um mit potenziellen Zielpersonen Kontakt aufnehmen zu können. Die befragte Zielgruppe wurde hauptsächlich in den sozialen Medien auffindig gemacht. Zusätzlich wurde Kontakt mit verschiedenen Vereinen aufgenommen, unter anderem mit dem Verein Partner-Hunde Österreich, der es sich zur Aufgabe macht, PTBS-Assistenzhunde auszubilden. Die Ausbildung dieses Vereins erhielt bereits zum vierten Mal eine

Akkreditierung nach den Richtlinien der Assistance Dogs International. Die Reaktionen der kontaktierten Personen auf die Anfrage zur Beantwortung des Fragebogens waren überaus positiv und der kurze Austausch, auch wenn dieser nur über die sozialen Netzwerke stattfand, für diese Arbeit sehr wertvoll.

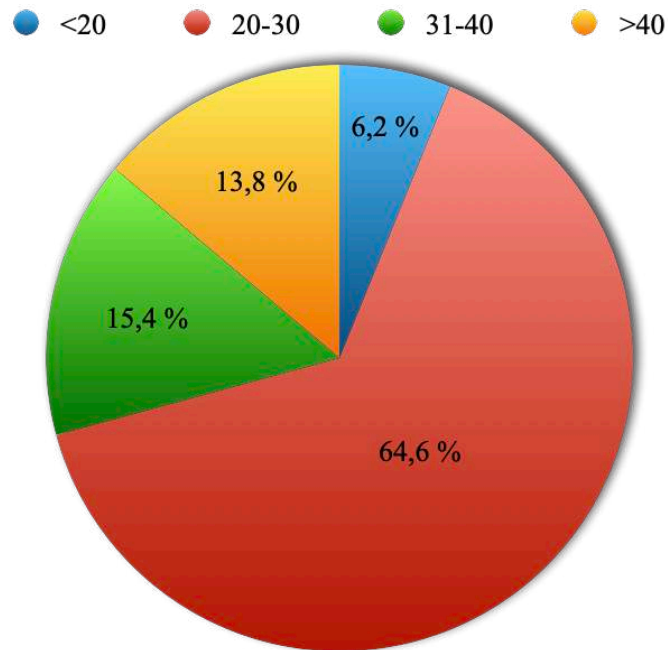
Die gewonnenen Informationen der Teilnehmenden wurden in Apple Numbers übertragen und vollständig anonymisiert ausgewertet. Die Auflistung der Ergebnisse erfolgt deskriptiv und mittels Grafiken.

## 6.2 Ergebnisse

An der Umfrage haben insgesamt 65 Personen teilgenommen, was auf eine hohe Rücklaufquote zurückzuführen ist.

Um zuallererst einen Überblick zu verschaffen, um welche Personengruppe es sich im Detail handelt, wurde das Geschlecht und das Alter der Befragten ermittelt. Von 65 Personen sind 60 Personen weiblich, eine Person ist männlich und 4 Personen geben sich als divers aus. Wie zu erwarten, denn der Literatur zufolge sind Frauen eher Opfer einer Posttraumatischen Belastungsstörung und weisen eine höhere Inzidenzrate als Männer auf, was die Geschlechterverteilung dieser Umfrage bestätigt (vgl. STEIL u. ROSNER 2009, S. 13 und EICHENBERG u. ZIMMERMANN 2017, S. 18 und ROTHENHÄUSLER u. TÄSCHNER 2013, S. 349).

Ein hoher Prozentsatz der teilnehmenden Personen weist ein junges Erwachsenenalter auf. Dieses Ergebnis ist durchaus darauf abzuleiten, dass die Kontaktaufnahme der Zielgruppe über das Internet und die sozialen Medien stattfand. Die genaue Altersangabe sieht wie folgt aus:



Auf die Frage, in welche Gruppe, die von der FCI anerkannten Rassen, deren Assistenzhund zugeordnet werden kann, geht hervor, dass die Gruppe 8 (Apportier-, Stöber- und Wasserhunde) die meist gewählte Antwortauswahl – 26 – ist. Dieses Ergebnis ist nicht überraschend, denn wie bekannt, eignen sich Retrieverrassen besonders gut für den Job als Assistenzhund, da sie eine hohe Bereitschaft für die Zusammenarbeit mit ihrem Menschen und weitere notwendige Eigenschaften mitbringen (vgl. SCHULUNGSZENTRUM FÜR ASSISTENZHUNDE 2022). Gefolgt von den Hüte- und Treibhunden (Gruppe 1) mit einer Anzahl von 15 und den Gesellschafts- und Begleithunden (Gruppe 9) mit 8 Antworten. Die restlichen Assistenzhunde der Teilnehmenden sind in folgenden Gruppen zu finden:

Gruppe 2 (Pinscher und Schnauzer – Molosser – Schweizer Sennenhunde): 1

Gruppe 3 (Terrier): 1

Gruppe 4 (Dachshunde): 1

Gruppe 5 (Spitze und Hunde vom Urtyp): 1

Gruppe 6 (Laufhunde, Schweißhunde und verwandte Rassen): 2

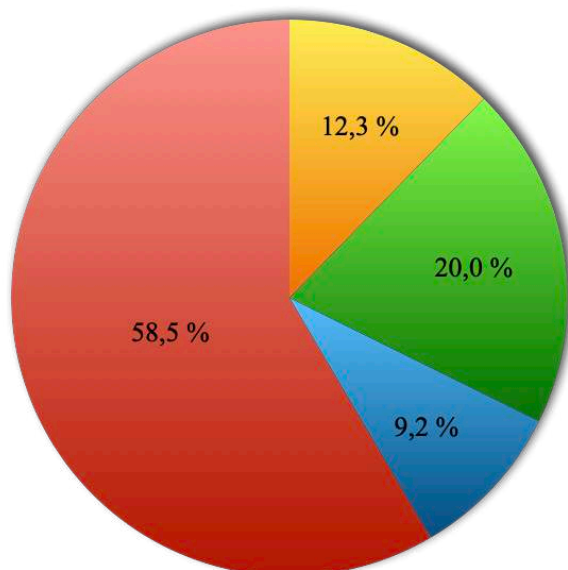


Keiner der Befragten ist Besitzer von Vorsteh- und Windhunden. Als weitere Assistenzhunde, welche nicht in eine dieser Gruppen zugeordnet werden können, wurden Mischlinge oder von der FCI nicht anerkannte Rassen genannt.

Das Alter der Assistenzhunde weist eine große Bandbreite auf und geht von „jünger als 1 Jahr“ bis „älter als 9 Jahre“. Daraus lässt sich schließen, dass es sich sowohl um Neulinge als auch um Assistenzhunde mit jahrelanger Erfahrung handelt. Jedoch überwiegt der Anteil jener Assistenzhunde, welche ihren Job bereits seit längerer Zeit ausüben, deutlich.

Um überhaupt an dieser Umfrage teilnehmen zu können, musste die Posttraumatische Belastungsstörung und der Besitz eines PTBS-Assistenzhundes vorausgesetzt sein, was auch alle Befragten bestätigten. Jedoch gibt es Unterschiede beim Zeitpunkt der Erstdiagnose. Eine Antwort auf die Frage, wann die Posttraumatische Belastungsstörung erstmalig diagnostiziert wurde, kann von der nachstehenden Darstellung entnommen werden:

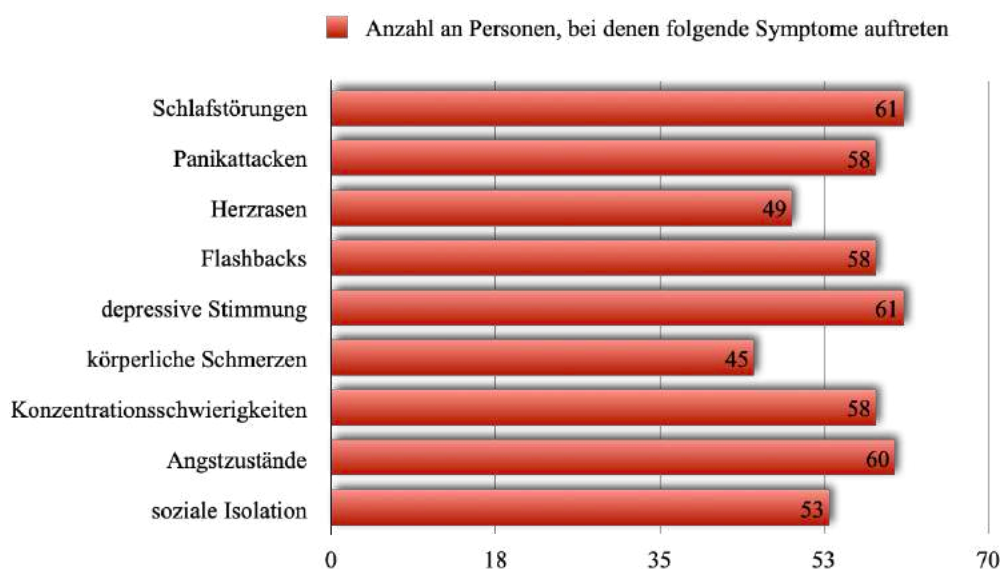
- vor weniger als einem Jahr
- vor ein bis drei Jahren
- vor drei bis fünf Jahren
- vor mehr als fünf Jahren



Von 65 Personen geben 54 sexuellen Missbrauch als Auslöser der Posttraumatischen Belastungsstörung an. Gefolgt von Gewalterfahrungen mit 37 Personen. Wirft man nun einen Blick in die Literatur, findet man auch hier (sexuelle) Gewalterfahrungen als einen hochrangigen Auslöser der Posttraumatischen Belastungsstörung (vgl. STEIL u. ROSNER 2009, S. 13). Dies wiederum bestätigt, warum die Rate an weiblichen Personen, welche an

einer Posttraumatischen Belastungsstörung erkranken, überwiegt (vgl. EICHENBERG u. ZIMMERMANN 2017, S. 18). Eine Person nennt Krieg und 7 Personen geben Unfälle (Verkehr, Beruf, Freizeit, Sport etc.) als auslösendes Ereignis an. Darüber hinaus wurden Verluste sowie schwerwiegende Erkrankungen im Familienkreis, psychischer/emotionaler Missbrauch, Mobbing und Vernachlässigung im Kindesalter als weitere Ursache genannt. Die Antwort eines Teilnehmers „Zeuge eines Flugzeugabsturzes“ zeigt, dass die Posttraumatische Belastungsstörung sich auch trotz nicht direkter Betroffenheit entwickeln kann. Eine weitere Person gibt an, dass sie selbst einige „kleine“ Erfahrungen gemacht hat, die schlussendlich zur Posttraumatischen Belastungsstörung geführt haben. Auch sie hat nicht jedes Erlebnis direkt erlebt, sondern war teilweise „nur“ Außenstehende. Aus der dargestellten Abbildung auf Seite 15 kann abgelesen werden, dass Risikofaktoren wie ein unsicheres Bindungsverhalten sowie psychische Störungen eines Elternteiles die Entstehung der Posttraumatischen Belastungsstörung begünstigen. Schaut man sich nun die Auslöser der befragten Personen an, findet man auch hier Bindungstrauma und psychisch kranke Eltern als Antwortangabe. Flucht, Naturkatastrophe und Terroranschlag wurden nicht als auslösendes Ereignis ausgewählt.

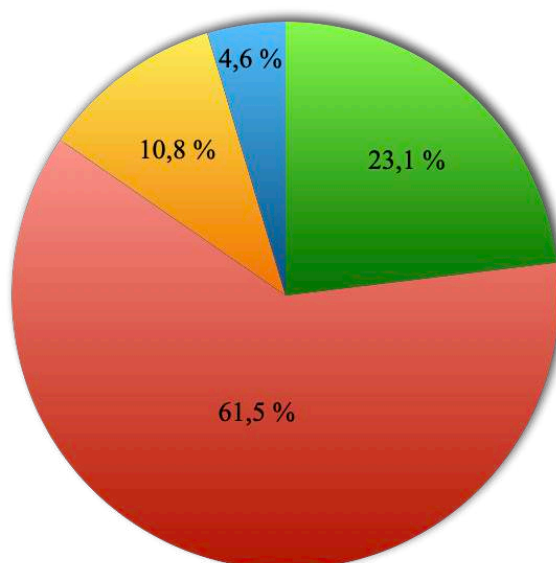
So individuell sich diese Form der Störung entwickeln kann, so individuell zeigt sich auch deren Symptomatik. Wobei aus der Grafik entnommen werden kann, dass fast alle Teilnehmenden von Schlafstörungen, depressiver Stimmung und Angstzuständen betroffen sind. Die genauen Angaben können aus der Grafik abgelesen werden:



Weiters wurden dissoziative Störungen und Krampfanfälle sehr häufig genannt, genauer genommen von etwa der Hälfte aller Personen.

Auf die Fragestellung, seit wann die Teilnehmenden einen Assistenzhund an ihrer Seite haben, geht folgendes heraus:

- seit weniger als einem Jahr
- seit ein bis drei Jahren
- seit drei bis fünf Jahren
- seit mehr als fünf Jahren



Davon geben 45 Personen an, dass ihr Assistenzhund seit dem Welpenalter bei ihnen lebt. Die Mehrheit – 69,2% – hatte in der Zeit vor ihrem Assistenzhund keinen professionellen Kontakt zu Tieren, zum Beispiel in Form von tiergestützter (Psycho)Therapie. 16 Personen stimmen für Ja, diese Personenanzahl hat bereits Erfahrungen mit Tieren im professionellen Setting gemacht. 2 Personen hatten schon Kontakt mit Hunden in der Familie, eine Person war im Hundesport aktiv und eine weitere wiederum als Tierpfleger tätig.

Viele stellt die Anschaffung eines Assistenzhundes vor eine Herausforderung. Über die Hälfte gibt an, dass sie Probleme bei der Finanzierung hatten. Fast ein Drittel hatte Schwierigkeiten mit den Behörden, 10,8% bei der Hunderauswahl und 9,2% mit Ausbildungsvereinen. Eine Person hatte Schwierigkeiten, den passenden Trainer zu finden. Ebenso gab eine Person an, dass sie sich aufgrund ihres Assistenzhundes eine neue Wohnung suchen musste, da es Konflikte mit ihrem ehemaligen Vermieter gab. Nur 12 Personen hatten keine Erschwernisse. Diese Ergebnisse zeigen, dass ein Assistenzhund nicht eben schnell mal von Jedermann

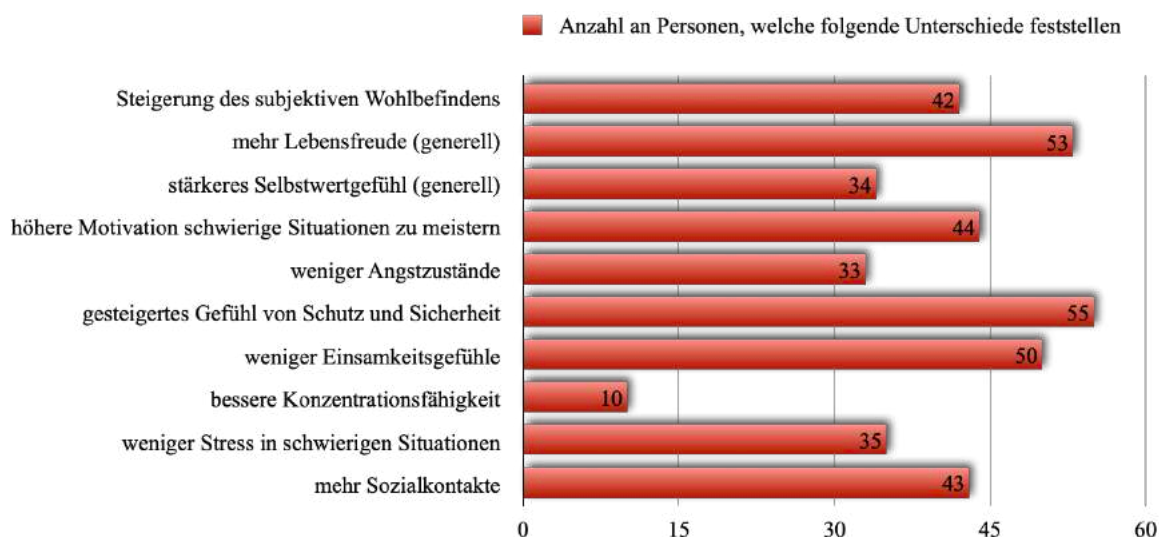
angeschafft werden kann. Im Vorhinein müssen einige Dinge geklärt und mögliche Lösungsansätze durchdacht werden.

Wie im oberen Theorieteil erläutert, gibt es verschiedene Ausbildungswege, die ein Assistenzhund durchlaufen kann (vgl. ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM 2022). Der wohl beliebteste Ausbildungsweg ist die Selbstausbildung gemeinsam mit einem Assistenzhundetrainer. Diese Antwortmöglichkeit haben 56 Personen ausgewählt, was in etwa 85% entspricht. Nur zwei Assistenzhunde der Teilnehmenden wurden ausschließlich durch einen Verein ausgebildet. Die restlichen Personen geben an, dass sie ihren Assistenzhund entweder selbst, ohne vorrangiger Unterstützung eines Trainers, ausgebildet haben oder der Assistenzhund zuerst bei einem entsprechend ausgebildeten Trainer lebte, bevor er zu seinem Assistenznehmer gezogen ist.

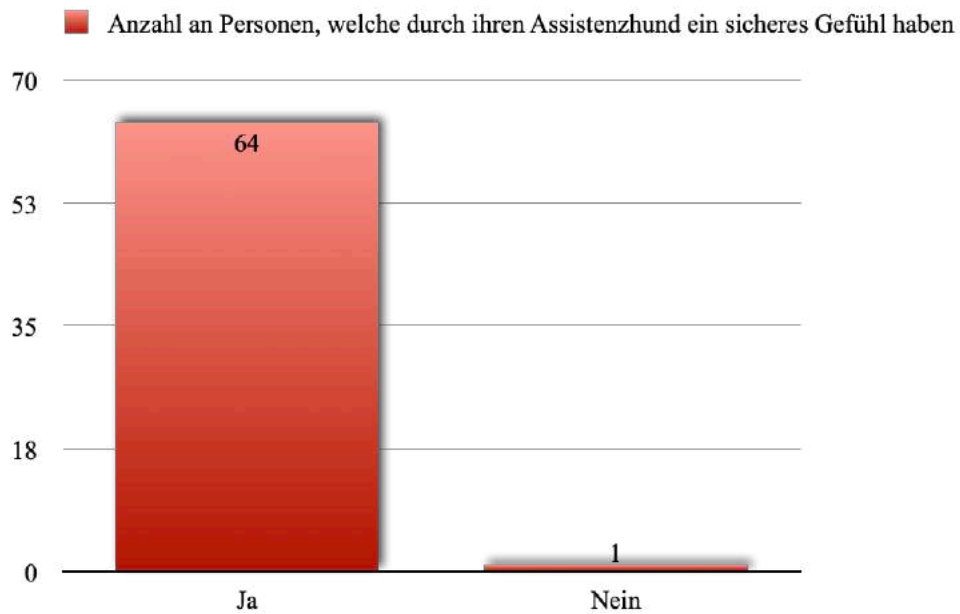
Verschiedenste Untersuchungen zeigen, dass Menschen mit Tieren bindungsähnliche Strukturen wie auf zwischenmenschlicher Ebene eingehen können (vgl. JULIUS et al. 2014, S. 165). So stimmen 96,9% der Teilnehmer voll und ganz zu, dass sie eine enge Beziehung zu ihrem Assistenzhund haben. Zudem haben all diese Personen auch angegeben, dass ihr Assistenzhund seit Welpenalter bei ihnen lebt. Eine mögliche Korrelation zwischen dem Alter bei der Aufnahme des Assistenzhundes und der Beziehung zueinander besteht. Auch in der Literatur wird darüber berichtet, dass es sich positiv auf den Beziehungsaufbau auswirkt, wenn der Assistenzhund schon im Welpenalter zu seinem zukünftigen Assistenznehmer zieht vgl. SCHULUNGSZENTRUM FÜR ASSISTENZHUNDE 2022). Die übrigen 3,1% stimmen dieser Aussage eher zu.

100% hatten vor Ihrem Assistenzhund das Gefühl, das Leben sei nicht mehr „lebenswert“ – sei es auch nur hin und wieder gewesen. Umso erfreulicher ist das Ergebnis der nächsten Auswertung, denn es zeigt, dass sich von 57 Personen das Allgemeinbefinden, seitdem sie einen Assistenzhund haben, verbessert hat. Einen unveränderten Zustand geben 8 Personen an. Ein möglicher Grund dafür könnte sein, dass diese Personen noch nicht allzu lange von einem Assistenzhund begleitet werden. Keiner der Teilnehmer nimmt ein schlechteres Allgemeinbefinden wahr.

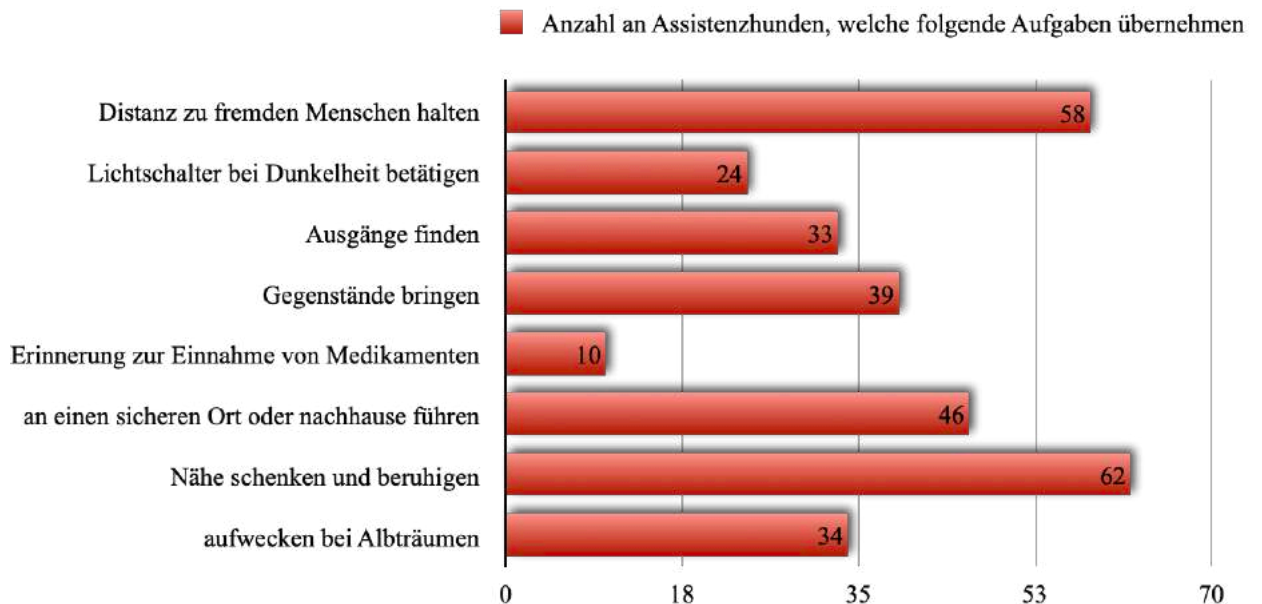
Nun folgt die Auswertung auf die Frage, was Assistenzhunde im Leben ihrer Menschen bewirken und welche erfreulichen Unterschiede sie durch ihren Assistenzhund feststellen können. Das Ergebnis deckt sich mit den Annahmen aus literarischen Texten. Mehr dazu ist im Kapitel Wirkungsweisen von Tieren (siehe Seite 26 ff.) zu lesen.



Weiters wurde eine vermehrte Selbstständigkeit unter den Teilnehmenden genannt, da sie weniger auf menschliche Begleitung angewiesen sind. Betroffene vermeiden oftmals Situationen, die eine Erinnerung an die Traumaerfahrung wecken könnten. Deswegen kommt es häufig vor, dass diese Menschen sich in ihren vier Wänden zurückziehen und sich von der Außenwelt isolieren. Sie verlieren nicht selten das Interesse für ein Leben in der Gesellschaft (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 22 f.). Auch das Ergebnis dieser Umfrage bestätigt erwähnte Fakten, denn es ist nicht verwunderlich, dass nur eine Person auch vor ihrem Assistenzhund keine Schwierigkeiten hatte, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Hingegen bekommen 58 Personen durch ihren Assistenzhund die nötige Sicherheit, um wieder vermehrt in die Öffentlichkeit zu treten. Die übrigen 6 Personen führen an, dass ihr Assistenzhund ihnen (noch) nicht dabei hilft. Dafür sind sich so gut wie alle bei der nächsten Fragestellung einig. Die Frage lautet: Gibt Ihnen Ihr Assistenzhund in alltäglichen Situationen ein sicheres Gefühl, um in Krisensituationen nicht alleine zu sein und Unterstützung an Ihrer Seite zu haben? Das Ergebnis spricht dafür:



Daraufhin stellt sich nun die Frage, was ist der Anlass dafür, dass Assistenzhunde dem Menschen ein sicheres Gefühl geben? Inwiefern unterstützt er im Alltag? Um eine Antwort darauf zu bekommen, sollte man einen Blick auf die kommende Grafik werfen. Sie gibt einen überschaubaren Überblick über die Aufgabenbereiche der teilnehmenden Assistenzhunde.



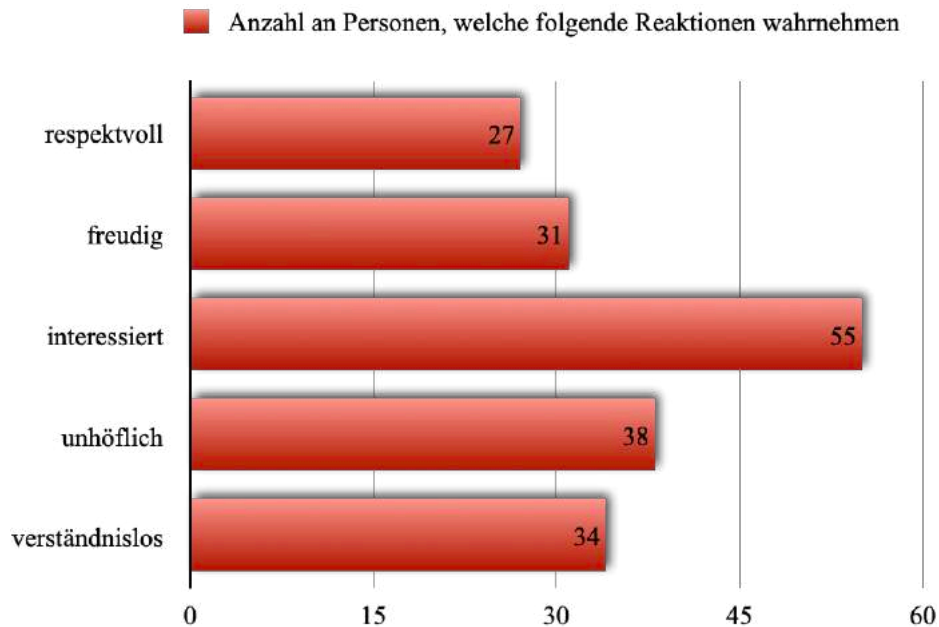
Sehr auffällig ist, dass die meisten Assistenzhunde gelernt haben, Distanz zu fremden Menschen zu halten, wodurch Betroffene Sicherheit seitens ihres Assistenzhundes erhalten. Ebenso die Nähe zueinander sorgt für einen beruhigenden, wohlwollenden Effekt, das

bestätigen 62 Personen. Ein Zusammenhang scheint auch zwischen „aufwecken bei Albträumen“ und „Lichtschalter bei Dunkelheit betätigen“ zu bestehen. 34 Assistenzhunde sind in der Lage, den Menschen bei Albträumen aufzuwecken und 24 Assistenzhunde können auch den Lichtschalter bei Dunkelheit betätigen. Diese zwei Aufgaben scheinen nicht unwichtig zu sein, denn wie bei vorheriger Grafik (siehe Seite 42) zu sehen, leiden 61 Personen an Schlafstörungen. Weitere Aufgaben unter der Kategorie „Sonstiges“ sind: warnen vor Krampfanfällen, Hilfe holen, Panikattacken anzeigen und unterbrechen, aus Dissoziationen herausholen, Selbstverletzungen verhindern. Ganz schön bewundernswert, was all diese Assistenzhunde leisten.

Flashbacks gehören zu den am häufigsten auftretenden Erscheinungen nach einem Trauma (vgl. EHRING u. EHLERS 2019, S. 18). Mehr über das ungewollte Wiedererleben des Ereignisses ist auf Seite 12 nachzulesen. Ungefähr 10% der Teilnehmer sind nicht von Flashbacks betroffen. Das Anzeigen von Flashbacks gehört von über 70% der Assistenzhunde zu deren Aufgabe, damit der Mensch zuvor erlernte Methoden zur Kontrolle davon anwenden kann. Die verbleibenden Assistenzhunde sind für diese Assistenzleistung nicht zuständig.

Neben all den schönen Seiten, die Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung durch ihren Assistenzhund erfahren, werden sie oftmals auch mit eher unschönen Kommentaren seitens der Öffentlichkeit konfrontiert. Von komischen Blicken bis hin zu Unverständnis reicht die Bandbreite. 90,8% wurden schon mal in einer Trainingssituation bzw. während der Assistenzhund im Dienst war, durch andere Menschen und/oder Hunde gestört. Ebenfalls haben 81,5% die Erfahrung gemacht, dass der eigene Assistenzhund nicht als solch einer anerkannt wurde. 78,5% bekamen bereits komische Blicke zugeworfen und sogar 69,2% sind auf Unverständnis gestoßen. Sätze wie „Der arme Hund darf nicht spielen.“ oder „Sie sehen aber gar nicht krank aus.“ sind bereits gefallen. Auch Beleidigungen und Vorwürfe scheinen laut den Befragten keine Seltenheit zu sein. Zudem wird angegeben, dass viele Leute sich nicht bewusst sind, was ein Assistenzhund überhaupt ist und welche Funktion er einnimmt. „Es ist anstrengend, sich jedes Mal erklären zu müssen.“ – so ein Teilnehmer. Aufklärungsbedarf scheint hier unbedingt erforderlich zu sein. Prinzipiell lässt sich sagen, dass die Öffentlichkeit interessiert auf das Mensch-Hund-Team reagiert. Respektvoll, freudig, unhöflich und verständnislos, all diese Reaktionen werden von Betroffenen wahrgenommen.

„Von freundlich bis ablehnend, es ist alles dabei.“ – so die Aussagen einiger Teilnehmer. Die genaue Auswertung kann aus der untenstehenden Grafik entnommen werden:



Zu der abschließenden Frage „Was macht Ihren Assistenzhund so besonders?“ werden nun einige Antworten präsentiert. Es wurden folgende Gedanken zum Ausdruck gebracht:

*„Er ist mein Ein und Alles, ohne ihn wäre ich nicht mehr am Leben.“*

*„Sie ist nicht nur mein Assistenzhund, sondern auch meine beste Freundin.“*

*„Er ist einfach ein Clown und schafft es mit seiner freudigen und lustigen Art mich zum Lachen zu bringen, auch wenn mir überhaupt nicht danach ist.“*

*„Durch ihn kann ich bessere emotionale Bindungen aufbauen, weil ich eine positive Bindungserfahrung mit ihm habe.“*

*„Er gibt mir immer wieder Mut und Kraft, auch schwere Zeiten durchzustehen. Ohne ihn wäre ich nicht so weit wie ich jetzt gekommen bin.“*

*„Sie ist treu und immer an meiner Seite.“*

*„Er rettet mir auf langfristige Sicht mein Leben, das ich ohne ihn nicht weiterführen wollen würde.“*



*„Er gibt mir die Kraft und Möglichkeit, mich mit meiner Vergangenheit auseinanderzusetzen und diese zu verarbeiten.“*

*„Er geht so selbstverständlich positiv in die Welt, da kann ich viel von ihm lernen.“*

*„Wir passen zusammen wie Schlüssel und Schloss.“*

*„Ohne ihn wüsste ich nicht, ob ich noch da wäre ... Ich habe mir sehr oft gewünscht, dass es einfach vorbei ist. Er hat mir den Sinn des Lebens wieder gezeigt – zu leben, statt nur zu überleben.“*

*„Er hat mir die Möglichkeit gegeben, wieder aktiver am Leben teilzunehmen.“*

*„Er kann mich zum Lächeln bringen, wenn nichts anderes mehr geht.“*

*„Ich vertraue ihm wahrhaftig mein Leben an. Ich habe niemals einem Menschen so sehr vertraut wie meinem Hund. Ich kann mir ein halbwegs normales Leben ohne ihn nicht mehr vorstellen.“*

*„Sie ist mein Licht, das größte Glück und die größte Liebe. Ich lebe nur ihretwegen.“*

*„Sie gibt mir mit ihrer durchgedrehten, lebensfrohen Art wieder Sinn für Humor, Spaß und Freude in meinem Leben. Mein Leben ist wieder lebenswert und ich versuche mich aus meiner Erkrankung heraus zu befreien. Einen Kampf, den ich vorher aufgegeben hatte.“*

Betrachtet man nun die Auswertung der Ergebnisse, kann hervorgehoben werden, dass Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung positive Veränderungen im alltäglichen Leben durch ihren Assistenzhund erzielen. Durch das verbesserte Allgemeinbefinden verspüren sie wieder mehr Lebensfreude, erkennen den Sinn des Lebens und sind in der Lage, am Leben teilzuhaben. Grundsätzlich kann behauptet werden, dass die Begleitung des Assistenzhundes der Teilnehmenden zu einer Zunahme an Lebensqualität beiträgt. Die Annahme, dass PTBS-Assistenzhunde einen lebenswichtigen Part für Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung einnehmen, kann durch die Evaluierung des Fragebogens bestätigt werden.

## 7 Fazit

Vergleicht man nun das Wissen aus der Literatur mit den Erfahrungen der Teilnehmer dieser Umfrage, kommt man zu dem Entschluss, dass sich die Erfahrungen der Befragten mit dem theoretischen Wissen aus der Literatur decken und Hunde einen durchaus bewundernswerten Effekt haben. Auf die Forschungsfrage bezogen, konnte herausgefunden werden, dass PTBS-Assistenzhunde einen großen Anteil zum Allgemeinbefinden beitragen. Neben dieser Tatsache sorgen sie auch für Sicherheit in allmählichen Situationen und fördern den sozialen Kontakt. Grob gesagt tragen sie dazu bei, wieder ein Leben in der Gesellschaft zu führen. Die Antwortangabe auf die Aufgabenbereiche eines PTBS-Assistenzhundes ist breit gefächert. Klassische Aufgaben, wie Nähe schenken und Distanz zu fremden Menschen halten, aber auch komplexe Assistenzleistungen, wie den Menschen auf einen kommenden Krampfanfall aufmerksam machen oder Flashbacks unterbrechen, gehören zum alltäglichen Leben dieser Hunde.

Obwohl PTBS-Assistenzhunde noch nicht allzu bekannt sind, wie Blindenführhunde, sind auch Assistenzhunde für Menschen mit psychischen Erkrankungen von großer Bedeutung. Das größte Hindernis, mit welchem die teilnehmenden Personen in der Öffentlichkeit immer wieder konfrontiert werden, ist, dass die Betroffenen in den meisten Fällen nicht als „krank“ angesehen werden, da sie grundsätzlich keine äußerlichen Merkmale aufweisen. Mittels erhöhter Aufmerksamkeit und Aufklärungsarbeit über die Relevanz psychischer Störungen in Bezug auf Assistenzhunde lässt sich deren Stellenwert zukünftig vergrößern.

Auch jegliche Hundebesitzer profitieren von den positiven Wirkungen ihres Vierbeiners. Doch gerade in diesem Kontext wird Bewusstsein dafür geschaffen, zu was Hunde – vor allem Assistenzhunde – fähig sind. Sie lieben bedingungslos, sie bringen zum Lachen, sie trösten, sie geben Mut, sie schenken Kraft – ja, sie sind Lebensretter. Durch sie haben einige wieder gelernt, das Leben zu lieben und vor allem auch sich selbst.

Mit folgendem Zitat möchte ich diese Arbeit nun abschließen, denn es könnte in diesem Kontext nicht passender sein:

*„Wo das Tier den Menschen so annimmt, wie er ist, kann auch der Mensch beginnen, sich so anzunehmen, wie er ist.“ (Otterstedt 2001, S. 87)*

## 8 Literaturverzeichnis

BEETZ, A. (2003): Bindung als Basis sozialer und emotionaler Kompetenzen. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (2003): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

BEETZ, A. (2021): Hunde im Schulalltag. Grundlagen und Praxis. 5. Auflage, Ernst Reinhardt Verlag, München.

BEETZ, A., RIEDEL, M., WOHLFARTH, R. (2021): Tiergestützte Interventionen. Handbuch für die Aus- und Weiterbildung. 2. Auflage, Ernst Reinhardt Verlag, München.

BLESCH, K. (2020): Tiergestützte Therapie mit Hunden. Grundlagen, Tierethik und Praxis der therapeutischen Arbeit. Springer Verlag, Berlin.

BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT (2020): Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS). Zugriff am 20.09.2022 unter <https://gesund.bund.de/posttraumatische-belastungsstoerung>

EHRING, T., EHLERS, A. (2019): Ratgeber Trauma und Posttraumatische Belastungsstörung. Informationen für Betroffene und Angehörige. 2. Auflage, Hogrefe Verlag, Göttingen.

EICHENBERG, C., ZIMMERMANN, E. (2017): Einführung Psychotraumatologie. Ernst Reinhardt Verlag, München.

FISCHER, G., RIEDESSER, P. (2009): Lehrbuch der Psychotraumatologie. 4. Auflage, Ernst Reinhardt Verlag, München.

GANSLOBER, U., KITCHENHAM, K. (2015): Beziehung – Erziehung – Bindung. Forschung im Dienst des Mensch-Hund-Teams. Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

GARBE, E. (2015): Das kindliche Entwicklungstrauma. Verstehen und bewältigen. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart.

GREIFFENHAGEN, S., BUCK-WERNER, O. N. (2007): Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung. Kynos Verlag, Mürlenbach.

HARTMANN, N. M. (2010): Tiere als Eisbrecher. Die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung in der stationären Jugendhilfe. Tectum Verlag, Marburg.

JULIS, H., BEETZ, A., KOTRSCHAL, K., TURNER, D. C., UVNÄS-MOBERG, K. (2014): Bindung zu Tieren. Psychologische und neurobiologische Grundlagen tiergestützter Interventionen. Hogrefe Verlag, Göttingen.

JUNG, H. (2003): Assistenzhunde. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (2003): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

KÖHNEN, M., MAGAARD, J., LIEBHERZ, S., HÄRTER, M., DIRMAIER, J. (2019): Posttraumatische Belastungsstörung. Zugriff am 12.09.2022 unter <https://www.psychenet.de/de/psychische-gesundheit/informationen/posttraumatische-belastungsstoerung.html>

LASS-HENNEMANN, J., HOLZ, E., MICHAEL, T. (2015): Tiergestützte Therapie in der Behandlung von Angststörungen – Spielerei oder wirksame Unterstützung?. Georg Thieme Verlag, Stuttgart.

MARCUS, D. A. (2015): Hundegestützte Therapie. Mit Hunden Menschen gesünder und glücklicher machen. Hogrefe Verlag, Göttingen.

OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (2003): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

OTTERSTEDT, C. (2003): Der heilende Prozess in der Interaktion zwischen Mensch und Tier. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (2003): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

OTTERSTEDT, C. (2001): Tiere als therapeutische Begleiter. Gesundheit und Lebensfreude durch Tiere – eine praktische Anleitung. Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

PENKOWA, M. (2014): Hund auf Rezept. Warum Hunde gesund für uns sind. Kynos Verlag, Nerdlen/Daun.

POTTMANN-KNAPP, B. (2013): Tiergestützte (Psycho)Therapie. Wissen für Diagnostik, Behandlung, Therapie, Prävention, Salutogenese, Resilienz, Förderung, Entwicklung, Begleitung. AkademikerVerlag, Saarbrücken.

ROTHENHÄUSLER, H.-B., TÄSCHNER, K.-L. (2013): Kompendium Praktische Psychiatrie und Psychotherapie. 2. Auflage, Springer Verlag, Wien.

SAß, H., WITTCHEN, H. U., ZAUDIG, M., HOUBEN, I. (2003): Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – Textrevision – DSM-IV-TR. Hogrefe Verlag, Göttingen.

SCHULUNGSZENTRUM FÜR ASSISTENZHUNDE (2022): Ausbildung zum Assistenzhund – Vom Welpen zum Lebenshelfer. Zugriff am 14.09.2022 unter <https://schulungszentrum-fuer-assistenzhunde.de/assistentzhund-ausbildung/>

SCHULUNGSZENTRUM FÜR ASSISTENZHUNDE (2022): PTBS-Assistenzhund: Ein Begleiter für Sicherheit und psychische Stabilität. Zugriff am 14.09.2022 unter <https://schulungszentrum-fuer-assistenzhunde.de/assistentzhund-ausbildung/ptbs-assistentzhund/>

SMILJANIC, Mirko (2018): Vom Wolf zum Haustier. Mensch und Hund – eine lange Beziehung. Zugriff am 06.10.2022 unter <https://www.deutschlandfunk.de/vom-wolf-zum-haustier-mensch-und-hund-eine-lange-beziehung-100.html>

SOZIALMINISTERIUM (2015): Richtlinien für Assistenzhund des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Zugriff am 18.10.2022 unter <file:///Users/anika.direder/Downloads/Richtlinien%20Assistenzhunde.pdf>

STEIL, R., ROSNER, R. (2009): Posttraumatische Belastungsstörung. Hogrefe Verlag, Göttingen.

TAGAY, S., SCHLOTTENBOHM, E., LINDNER, M. (2016): Posttraumatische Belastungsstörung. Diagnostik, Therapie und Prävention. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.

VERNOOIJ, M. A., SCHNEIDER, S. (2018): Handbuch der Tiergestützten Intervention. Grundlagen, Konzepte, Praxisfelder. 4. Auflage, Quelle & Meyer Verlag, Wiebelsheim.

VETERINÄRMEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN (o. D.): Informationen über Assistenzhunde. Zugriff am 15.09.2022 unter <https://www.vetmeduni.ac.at/assistentzhunde/informationen-ueber-assistentzhunde>

VETERINÄRMEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN (o. D.): Informationen über Therapiebegleithunde. Zugriff am 15.09.2022 unter <https://www.vetmeduni.ac.at/therapiebegleithunde/informationen-ueber-therapiebegleithunde#:~:text=Im%20Gegensatz%20zum%20Assistentzhund%2C%20der,Rahmen%20von%20p%C3%A4dagogischen%2C%20psychologischen%20und>

WEINBERG, D. (2013): Traumatherapie mit Kindern. Struktuierte Trauma-Intervention und traumabezogene Spieltherapie. 5. Auflage, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart.

ÖSTERREICHISCHES ASSISTENZHUNDE-ZENTRUM (2022): Assistenzhunde. Zugriff  
am 18.08.2022 unter <http://www.assistenzhunde-zentrum.at/index.php/assistenzhunde2>

## **9 Abbildungsverzeichnis**

Abb. 1: Kennzeichen .....	12
Abb. 2: Eigene Darstellung: Beispiele für Schutz- und Risikofaktoren .....	15
Abb. 3: Die vier gleichgewichteten Aspekte einer Bindung .....	22
Abb. 4: Eigene Darstellung: Effekte von Mensch-Tier-Interaktion .....	30
Abb. 5: Assistenzhund holt seinen Menschen aus einer Dissoziation .....	35
Abb. 6: Mensch in Begleitung eines Assistenzhundes im Supermarkt .....	36
Abb. 7: Assistenzhund betätigt Lichtschalter .....	37



## 10 Anhang

### Fragebogen zum Thema

#### **„Helfer auf vier Pfoten – Hunde als Assistenz für Menschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung“**

Herzlichen Dank, dass Sie sich Zeit für die Beantwortung der folgenden Fragen nehmen! Im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit von Anika Direder zur Erlangung des Titels „geprüfte Fachkraft für tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen“ kommt es zu einer Auswertung der Antworten. Ihre Antworten werden anonym zum Zweck dieser Arbeit verwendet. Die Umfrage wird nur wenige Minuten in Anspruch nehmen. Sie können bei einigen Fragen auch mehrere Antworten auswählen. Eine Zwischenspeicherung ist nicht möglich. Bitte klicken Sie zum Schluss auf „Senden“.

#### **Angaben zur Person**

Geschlecht:

- Weiblich
- Männlich
- Divers

Alter:

- <20
- 20-30
- 31-40
- >40

## **Angaben zum Hund**

In welche Gruppe, die von der FCI anerkannten Rassen, gehört Ihr Hund?

- Gruppe 1: Hütehunde und Treibhunde
- Gruppe 2: Pinscher und Schnauzer – Molosser – Schweizer Sennenhunde
- Gruppe 3: Terrier
- Gruppe 4: Dachshunde
- Gruppe 5: Spitze und Hunde vom Urtyp
- Gruppe 6: Laufhunde, Schweißhunde und verwandte Rassen
- Gruppe 7: Vorstehhunde
- Gruppe 8: Apportierhunde – Stöberhunde – Wasserhunde
- Gruppe 9: Gesellschafts- und Begleithunde
- Gruppe 10: Windhunde
- Sonstiges: ...

Alter:

- <1
- 1-3
- 4-6
- 7-9
- >9

## **Posttraumatische Belastungsstörung & PTBS-Assistenzhund**

Leiden Sie an einer PTBS?

- Ja
- Nein

Wann wurde eine PTBS erstmalig bei Ihnen diagnostiziert?

- Vor weniger als einem Jahr
- Vor ein bis drei Jahren
- Vor drei bis fünf Jahren
- Vor mehr als fünf Jahren

Was war/waren der/die Auslöser der PTBS?

- Krieg
- Flucht
- Naturkatastrophe
- Terroranschlag
- Gewalterfahrung
- Sexueller Missbrauch
- Unfall (Verkehr, Beruf, Freizeit, Sport etc.)
- Sonstiges: ...

Welche der folgenden Symptome treten bei Ihnen auf?

- Schlafstörungen
- Panikattacken
- Herzrasen
- Flashbacks
- Depressive Stimmung
- Körperliche Schmerzen
- Konzentrationsschwierigkeiten
- Angstzustände
- Soziale Isolation
- Sonstiges: ...

Hatten Sie vor Ihrem Assistenzhund bereits professionellen Kontakt zu Tieren z.B. in Form von tiergestützter (Psycho)Therapie?

- Ja
- Nein
- Sonstiges: ...

Gab es Schwierigkeiten bei der Beantragung auf einen Assistenzhund?

- Nein
- Ja, Probleme mit Behörden
- Ja, Probleme mit Ausbildungsvereinen
- Ja, Probleme bei der Finanzierung
- Ja, Probleme bei der Hunderauswahl
- Sonstiges: ...

Seit wann haben Sie einen Assistenzhund?

- Seit weniger als einem Jahr
- Seit ein bis drei Jahren
- Seit drei bis fünf Jahren
- Seit mehr als fünf Jahren

Lebt Ihr Assistenzhund seit dem Welpenalter bei Ihnen?

- Ja
- Nein

Welchen Ausbildungsweg hat Ihr Assistenzhund durchlaufen?

- Selbstausbildung gemeinsam mit einem Assistenzhundetrainer
- Fremdausbildung durch einen Verein
- Sonstiges: ...

Bitte kreuzen Sie an, inwiefern die folgende Aussage auf Sie zutrifft:

Ich habe eine enge Beziehung zu meinem Assistenzhund.

- Stimme voll und ganz zu
- Stimme eher zu
- Teils, teils
- Stimme eher nicht zu
- Stimme gar nicht zu

Hatten Sie vor Ihrem Assistenzhund das Gefühl, das Leben sei nicht mehr „lebenswert“?

- Ja
- Hin und wieder
- Nein

Wie ist Ihr Allgemeinbefinden, seitdem Sie einen Assistenzhund haben, im Vergleich zur Zeit davor?

- Besser
- Unverändert
- Schlechter

Welche erfreulichen Unterschiede in Ihrem Leben können Sie feststellen in der Zeit vor Ihrem Assistenzhund und nun mit Assistenzhund?

- Steigerung des subjektiven Wohlbefindens
- Mehr Lebensfreude (generell)
- Stärkeres Selbstwertgefühl (generell)
- Höhere Motivation schwierige Situationen zu meistern
- Weniger Angstzustände
- Gesteigertes Gefühl von Schutz und Sicherheit

- Weniger Einsamkeitsgefühle
- Bessere Konzentrationsfähigkeit
- Weniger Stress in schwierigen Situationen
- Mehr Sozialkontakte
- Sonstiges: ...

Können Sie dank Ihrem Assistenzhund wieder vermehrt am öffentlichen Leben teilhaben?

- Ja, mein Assistenzhund vermittelt mir die nötige Sicherheit, um in die Öffentlichkeit zu treten
- Nein, mein Assistenzhund hilft mir (noch) nicht dabei
- Ich hatte zuvor keine Schwierigkeiten damit

Gibt Ihnen Ihr Assistenzhund in alltäglichen Situationen ein sicheres Gefühl, um in Krisensituationen nicht alleine zu sein und Unterstützung an Ihrer Seite zu haben?

- Ja
- Nein

Inwiefern unterstützt Ihr Assistenzhund Sie in Ihrem Alltag bzw. welche Aufgaben übernimmt er?

- Distanz zu fremden Menschen halten
- Lichtschalter bei Dunkelheit betätigen
- Ausgänge finden
- Gegenstände bringen
- Erinnerung zur Einnahme von Medikamenten
- An einen sicheren Ort oder nachhause führen
- Nähe schenken und beruhigen
- Aufwecken bei Albträumen
- Sonstiges: ...

Kann Ihr Assistenzhund Flashbacks anzeigen, damit Sie die zuvor erlernten Methoden zur Kontrolle davon anwenden können?

- Ja, mein Assistenzhund zeigt mir Flashbacks an und ich kann dementsprechend handeln
- Nein, das gehört nicht zu den Aufgaben meines Assistenzhundes
- Ich habe keine Flashbacks

Wie reagiert die Öffentlichkeit auf Sie und Ihren Assistenzhund?

- Respektvoll
- Freudig
- Interessiert
- Unhöflich
- Verständnislos
- Sonstiges: ...

Haben Sie bereits negative Erfahrungen in Begleitung Ihres Assistenzhundes gemacht?

- Nein
- Ja, uns wurden komische Blicke zugeworfen
- Ja, mein Assistenzhund wurde nicht als solch einer angesehen z.B. durfte nicht mit in ein Geschäft
- Ja, wir wurden in einer Trainingssituation bzw. während mein Assistenzhund im Dienst war durch andere Menschen und/oder Hunde gestört
- Ja, wir sind auf Unverständnis gestoßen z.B. Sprüche wie „Der arme Hund darf nicht spielen“
- Sonstiges: ...

Und zu guter Letzt: Was macht Ihren Assistenzhund so besonders?